

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 20.

Anzeigenpreise:
Die Anzeigen in Wiesbaden 20 S.,
Deutschland 30 S., Ausland 40 S.
Die Restamtszelle 1.50 M.
Anzeigen-Nachnahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Inferate und Abonnement: Nr. 159,
Redaktion: Nr. 157; Verlag: Nr. 158.

Erscheint 13mal wöchentlich.
Ins Ausland:
Unter Kreuzband 15 M vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abholer monatl. 10 S., viertelj. 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 30 S., viertelj. 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
viertelj. 3 M. (ohne Postgebühren).

532 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 18. Oktober 1914.

68. Jahrgang.

Der Weltkrieg.

Englische Verlogenheit.

Von Carl Peters.

Unser alter deutscher Ostafrikaner Dr. Carl Peters, dem das deutsche Reich mehr verdankt, als es ihm gelohnt hat, und an dem die deutsche Volkswirtschaft und ein beträchtlicher Teil der deutschen Presse mehr geknüpft hat, als sie wieder gut gemacht werden kann, benimmt im „Tag“ mit einer Reihe von Artikeln unter der obigen Überschrift. Es gibt nicht viele Deutsche, die England und die englische Politik besser kennen als Carl Peters, der, von deutschem Boden fortgehend und der Existenzmittel beraubt, nach England ziehen und sich dort eine neue Existenz gründen mußte. Wir hören, daß dieser Krieg, der schon mit so vielen Gefühlsverletzungen und vaterlandsfeindlichem Bananenrum aufgeföhrt hat, auch dem energischen Gründer Deutsch-Ostafrikas volle Genugtuung bringen wird; Seinen Ausführungen über „Englische Verlogenheit“ entnehmen wir folgendes:

Ich habe die ersten beiden Monate des Krieges in London zubringen müssen und habe Beziehungen mit allen Klassen der Bevölkerung gehabt. Zunächst darf ich feststellen, daß der gegenwärtige Krieg kein Kabinetts-, sondern ein wirklich nationaler ist. Der Haß gegen die Deutschen ist ganz allgemein, wie ich an dieser Stelle seit Jahren gesagt habe, und alles jubelte Sir Edward Grey zu, als er ihn erklärte; besonders auch die Unionisten. Am allgemeinen bildet sich auch heute noch die große Mehrheit der englischen Nation ein, daß sie im vollen Siegen sind und „um Weihnachten“ siegreich in Berlin einzziehen würden. Man braucht sich auch in Deutschland nicht einzubilden, daß irgendeine militärische Rücksichtnahme auf englische Gefühle oder Interessen das allgeringste an dieser Grundstimmung ändern würde. Man würde es nur als Schwäche auslegen. Dagegen würde ich jeden englischen Besitz, dessen wir habhaft werden können, von Grund und Boden besetzen und gar keine Rücksicht auf irgendein englisches Interesse oder Empfinden nehmen. Das wird immerhin einen gewissen Eindruck machen.

Sollte es der deutschen Armeeführung gelingen, nach London hinüberzukommen, so genügt meiner Ansicht nach die Besetzung Kent's mit London. Das Entscheidende bleibt immer die Schonungslosigkeit der Kriegsführung gegen Engländer. Denn Großbritannien allein hat diesen Weltkrieg entzündet, in dem das Sein und Nichtsein Deutschlands auf dem Spiel steht, und es ist nur billig, daß die Engländer dafür bezahlen, soweit es in unserer Macht steht.

Als dann der Krieg seinen Anfang nahm, wurden fortwährend deutsche Niederlagen in den Londoner Zeitungen gemeldet; alles war in einem großen Siegesjubel, voran die „Times“ und die „Daily Mail“. Man meinte, in drei Wochen sei der „Spaziergang nach Berlin“ zu Ende. Dies geht bis zum heutigen Tage und wird auch noch lange so weitergehen. Jetzt meint man, um Weihnachten werde Deutschland am Boden liegen. Die Zeitungen sind voll von britischen Brauourfakten.

Kennzeichnend für den Geist der englischen Presse ist, daß die „Morning Post“ ausführte, daß die kühne Tat, durch welche 20 Deutsche 850 Engländer töteten und drei Kreuzer mit über 2000 Mann Besatzung vernichteten, eine Geldentat für die britische Marine sei.

Sämtliche militärisch-tätigen Deutschen und Oesterreicher wurden von Lord Kitchener in sogenannte „Concentration camps“ gesperrt, wesentlich in die Camps oder nach Alderhot oder auch nach Boreham und schließlich auf die Isle of Man. Dort erhielten sie eine Volldecke, in der sie auf bloßer Erde ohne Matratze schlafen mußten, und Käse und Brot als tägliche Nahrung. Ihr bares Geld wurde ihnen bis auf zwei Pfund Sterling weggenommen. Ein Bekannter von uns, ein Herr in den besten Verhältnissen, wurde direkt von der Straße nach Olympia geholt. Die sanitären Einrichtungen in diesen Concentration camps sind direkt miserabel, und es ist kein Wunder, daß Infektionskrankheiten dort sofort ausgebrochen und über 300 unserer Landsleute auf diese Weise gemordet sind. Die Leute liegen direkt auf der Erde in offenen Schuppen und sind weder von unten noch von oben gegen die Feuchtigkeit geschützt. Man meint, daß Lord Kitchener, dessen Vater nebenbei noch gefehlt habe und ein Deutscher gewesen sein soll, auf diese Weise sämtliche „damned Germans“ in England umbringen möchte. In Dundee und anderen

Städten wurden fast sämtliche Deutschen ins Gefängnis gesperrt, und von dem Rest ward verlangt, daß sie sich alle paar Stunden auf der Polizeistation meldeten. Was für Maßregeln ergreift Deutschland gegen die englischen Angeseffenen daselbst? Wie wir in London hörten, kümmert sich die Polizei überhaupt nicht um sie. Wohlverstanden, es handelt sich nicht um Kriegsgefangene, sondern um die Eingeseffenen des Landes, die doch auch bei der Auslieferung nicht als gleichwertig mit den Kriegsgefangenen behandelt werden können. Sind auch die britischen Angestellten in Berlin einfach entlassen worden? In England macht man der Abreise von Mann und Frau jede mögliche Schwierigkeit. In Rotterdam sind die Hotels überfüllt, mit englischen Reisenden, welche aus Deutschland kommen, und die Londoner Zeitungen sind voll von Briefen von Engländern, welche die gute Behandlung in Deutschland loben. Das macht Deutschland in England einfach verächtlich. Darum führt am Ende das deutsche Volk nicht diesen furchtbaren Krieg, damit alles beim alten bleibe, der unerträgliche Zustand der letzten 25 Jahre sich fortsetze.

Auf dem Status quo ante wird Deutschland hoffentlich schon heute keinen Frieden schließen, dazu sind die Opfer an Blut und Gold schon sehr zu schwer.

Der englische Staat hat Beschlag auf alles Gold im Lande gelegt. Man glaubt, Deutschland finanziell auszuhungern zu können. Ich habe das mir nötige Reisegeld, trotzdem ich über 750 Pfund Sterling Kontokorrent auf Lloyd's Bank, einer der ersten Englands, liegen habe, nur dadurch bekommen, weil Mr. Lloyd-George, der Secretary of the Exchequer, die Ermächtigung dazu gab. Ohne das wollte der Direktor der Bank mir keine 10 Pfund Sterling ausbezahlen.

Genau so werden alle Engländer selbst behandelt, wenn sie nach Deutschland wollen. Ich weiß nicht, wie die deutschen Behörden sich zu dieser selben Frage stellen.

Der Kaiser bei seinen Soldaten.

München, 17. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

In einem Feldpostbrief wird über eine Begegnung des Kaisers mit in der Gefechtslinie stehenden Truppen berichtet. Als der Kaiser, in feldgrauer Uniform heranreitend, bei einem Truppenteil erschien, brachten ihm Hurraufe entgegen. Helme und Feldmützen stiegen in die Luft, Schwerter blühen im Sonnenschein, Gewehre und Waffen wurden geschwenkt. Dazu die Jubelrufe Tausender prachtvoller Soldatengesichter, untermischt von rollendem Kampfesgetöse der Geschütze und überall der zuverlässlich drein-

schauende und unausgesetzt freundlich dankende oberste Kriegsherr; das alles gab ein Bild von gewaltiger Größe. Für jeden der Angeprochenen hat der Kaiser ein Wort der Aufmunterung und Anerkennung. Bei den Bayern lobt er deren Tapferkeit bei den großen Schlachten im Raume von Metz und den Vogesen. Von einzelnen Soldaten ließ der Kaiser sich ihr Erlebtes erzählen und erkundigte sich nach ihrer Heimat. Als ein bayerischer Landwehrmann sich als Rheinpfälzer meldete, entgegnete der Kaiser: „Auch die Pfälzer haben sich wader geschlagen und den Feind am Eindringen in ihre schöne Heimat verhindert.“ Auch frohliches Lachen schallte dem Kaiser öfters entgegen. So fragte der Kaiser einen Berliner, was er von den feindlichen Geschützen halte: „Majestät, wir achtn drauf wie Blücher!“ Besonders Gewicht legte der Kaiser auf richtige Auskünfte über die einschlägigen Aufgaben der Truppe und war hoch erfreut, daß ihm darüber schlagfertig und zutreffend Antwort erteilt wurde.

Rückreise der Kaiserin von Homburg.

Prinz Oskar muß sich noch schonen.

Bad Homburg, 17. Okt.

Die Kaiserin ist heute nachmittag 1 Uhr mit Gefolge nach Braunschweig abgereist. Prinz Oskar mit Gemahlin gehen ihr das Geleite zum Bahnhof. Prinz Oskar ist nach neuen Untersuchungen trotz guter Erholung noch nicht so weit wieder hergestellt, daß er wieder Felddienst tun könne und wird noch einige Zeit hier bleiben.

Konstantinopel vor der Entscheidung.

Bien, 17. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

In Konstantinopel fanden außerordentliche Ministerberatungen statt, denen große Bedeutung beigemessen wird. Das Archiv der russischen Botschaft in Konstantinopel wurde dem „Russe Slowo“ zufolge nach Odessa gebracht. Die Konstantinopeler Vereine, die seinerzeit zur Förderung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen der Türkei und Rußland-England-Frankreich gegründet worden waren, haben sich aufgelöst. Die als Anhänger der russisch-türkischen Freundschaft bekannten Politiker haben Konstantinopel verlassen, da feindselige Manifestationen gegen sie erfolgten.

Änderung in der Minensperre in den Dardanellen.

Konstantinopel, 17. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

Die letzte Reise des Marineministers Dschemal Pascha nach den Dardanellen hatte den Zweck, die von der eng-



Zum Untergang des „Hawke“.

Berlin, 17. Okt. (Tel. Gr. Bln.)

Nach einem Telegramm der „B. Z.“ aus dem Haag besagt eine Meldung aus Aberdeen, daß dort gestern morgen 40 Mann des „Hawke“ gelandet worden sind. Die Leute erzählen, der Kreuzer sei 5 Minuten nach dem Anriff gesunken. Es blieb aber noch Zeit, die Boote auszusuchen, aus denen sie von einem norwegischen Dampfer aufgenommen wurden. Die mit Schwimmwesten oder auf Flößen auf dem Wasser treibenden Mannschaften konnten nicht gerettet werden. Das Periscope des Unterseebootes verschwand unmittelbar nach der Explosion.



lischen Marinemission ausgearbeitete und vorbereitete Minensperre in den Dardanellen in ihrem System grundlegend zu ändern und das verwendete Minenmaterial prüfen zu lassen. Die englischen Offiziere hatten sich nach ihrer Entlassung aus türkischen Diensten nach Athen begeben, wo der Chef der Mission mit dem Kommandanten der englisch-französischen Mittelmeerflotte eingehende Besprechungen hatte. Am 27. September machte die englisch-französische Flotte nun den Versuch, hinter einem türkischen Torpedoboot in die Freifahrtzone der Dardanellen einzudringen. Aus den Bewegungen der Schiffe glaubt der Kommandant der Dardanellenforts schließen zu können, daß die Bewegungen der Flotte mit der Kenntnis des Minensystems zusammenhängen. Man zweifelt daher nicht daran, daß sich die englischen Offiziere eines Vertrauensmißbrauches schuldig gemacht und die von ihnen entworfenen Pläne einer Dardanellensperre der englischen Marine ausgeliefert haben. Durch Aenderung der Sperre soll allen ähnlichen Versuchen, in die Dardanellen einzudringen, vorgebeugt werden.

Kanonendonner auf dem Schwarzen Meer.

Sofia, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.) Meldungen aus Warna besagen, daß gestern vormittag harter Kanonendonner aus der Richtung Konstantza hörbar gewesen sei. Auch heute vernahm man den Donner großer Kanonen von der Seeseite her. Man vermutet, daß es zu Zusammenstößen zwischen russischen und türkischen Schiffen gekommen ist.

Das 1. Armeekorps im Kampfe.

Berlin, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.) Aus Königsberg wird dem „V. Z.“ gemeldet: Die Truppen des 1. Armeekorps haben sich auch bei den Operationen, die den Stoß gegen die linke Flanke der Armee Kienmenkamp vorbereiteten, vorzüglich gehalten. Es waren Marschleistungen bis zu 60 Kilometer zu verzeichnen, und täglich fanden Kämpfe statt. Der jetzt erschienene Bericht führt die einzelnen Kämpfe auf. Darunter ragt besonders hervor die Schlacht am 9. und 10. September bei Soltmanen und Siemen, an der das ganze Armeekorps beteiligt war. Es war ein hartnäckiger, blutiger Kampf, der mit der Zertrümmerung der 48. russischen Division und der 1. Reservebrigade endete. Etwa 9000 Gefangene und 74 Geschütze fielen in die Hände der deutschen Truppen. 3 russische Regimentskommandeure fielen. Diese Niederlage war es, so sagt der Bericht, der Kienmenkamp veranlaßte, den allgemeinen Rückzug zu befehlen. Nach dem Ueberschreiten der Grenze schlug das 1. Armeekorps die russische Nachhut bei Wilkowitzki und erbeutete 3000 Gefangene, 11 Geschütze sowie Massen von Munition. Am 16. September wurden Pilwiski und Mariampol

Der große Krieg.

Roman von Poths-Wegner.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In welsch physisch und moralisch zerrüttetem Zustande sah seine Truppen befanden, stellte sich den nachfolgenden Erkennungs-Patrouillen des zweiten bayerischen Korps, das hinter dem ersten auf Sommerhöhe marschierte, deutlich vor Augen. Auf allen von ihnen passierten Wegen lagen abgeworfene Tornister, zertrümmerte Wagen und Armeerequisiten jeder Art in Masse umher. Doch von Verwundeten oder anderen Zurückgebliebenen war nirgends mehr etwas zu sehen. Auch in den an der Straße längs der Gitter liegenden Gehöften ließ sich niemand erblicken. Offenbar waren die Bewohner in den Wald geflüchtet und noch nicht wieder zurückgekehrt.

„Herr Oberleutnant, sollen wir nicht einmal visittieren, ob wir etwas zu essen finden? Es läßt uns allen wohl!“ fragte der Gefreite Pfister, als die Patrouille des Oberleutnants von Leutnetten wieder an einem großen Bauernhause ankam, das sehr vielversprechend aussah, aber ganz verlassen zu sein schien.

„Gut.“ willigte der Führer ein und ließ halten. „Gehe mit Braun hinein und sieh nach.“ Rasch sprangen die beiden Mannen aus den Sätteln.

In dem Augenblick wurde das verfürte Gesicht eines Bauern in der Türpalte sichtbar, verschwand aber gleich wieder, und die Tür fiel ins Schloß.

„Bringt mir den Mann her, ich will selbst mit ihm reden.“ befahl der Oberleutnant.

Doch die Tür war verriegelt und öffnete sich erst wieder, nachdem die Mannen mit ein paar kräftigen Stößen Einlaß verlangten.

Mit gebeugtem Rücken, die Hände in der Hand, kam nun der Bauer heraus.

„D. Messieurs.“ jammerte er sogleich. „Ich habe nichts, gar nichts mehr. Alles hat man mir genommen, ich bin ein armer geschlagener Mann.“

„Etwas Brot und Wasser könnt Ihr uns doch geben.“ entgegnete ihm der Führer. „Ich will es Euch bezahlen.“

Der Bauer suchte einen Augenblick, befaß sich aber gleich, hob wie beschwörend die Hände empor und beteuerte aufs neue, daß er nicht das Geringste mehr habe.

eingenommen. — Der Bericht schließt: Die Niederlage der Armee Kienmenkamp ist eine vollkommene, da sie den Russen wohl den größten Teil ihrer Munition kostete.

Allgemeine Offensive an der Weichsel u. in Galizien.

Genf, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Aus Petersburg wird unterm 16. gemeldet: Auf der ostpreussischen Front fanden kleinere Kämpfe statt. An der mittleren Weichsel und in Galizien sind die Oesterreicher und die Deutschen am 15. Oktober auf der ganzen Ausdehnung der Front zur allgemeinen Offensive übergegangen.

Die Kriegslage in Rußland in russischer Beleuchtung

Rotterdam, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Die „Times“ meldet aus Petersburg, daß der militärische Sachverständige der „Nowoje Wremja“ anlässlich der letzten Nachrichten aus dem russischen Hauptquartier ausführt: Das Zentrum der russischen Verteidigung sei die Linie verlassener Lager von Warschau bis Nowo Georgiewsk, das in den Flanken durch Festungen und an der Front durch die Weichsel geschützt werde. Am rechten Flügel erstrecken sich natürliche Verteidigungslinien nordöstlich längs des Narew nach den Befestigungen von Lomza, die den äußersten rechten Flügel decken. Am linken Flügel ziehen sich natürliche Verteidigungslinien in südöstlicher Richtung der Weichsel nach Zwangorod als Stützpunkt. Innerhalb jener Linien liegt ein riesiges bewaffnetes Lager mit den Punkten Lomza, Nowo Georgiewsk, Warschau, Zwangorod und Brest-Litowsk. Ein Eisenbahnetz ermöglicht den Russen, eine gewaltige Truppenmacht zusammenzuziehen oder auf der ganzen Front entlang zu bewegen, falls dies nötig sei. Jenen bewaffneten Lagern gegenüber nehmen die Gegner eine Flankenstellung und nach Norden eine leichte Umfassungstellung ein. Man wolle aber erwägen, daß der nördliche Flügel durch die Bohrlinie geschützt werde, der allmählich in die Sümpfe von Augustowo übergeht. Wie schwer es ist, jene zu durchschreiten, sei für die Deutschen kein Geheimnis. Ein Vorrücken des Gegners würde auf die Festungswerke von Grodno und auf heftigen Widerstand stoßen und die Stärke der Kienmenlinie sei den Deutschen auch bekannt.

Die Bewegungen der Oesterreicher im Süden, die die Umfassung der russischen Front längs der Linie Zwangorod-Sandomir beabsichtigt, würde sie einem direkten Angriff ihrer Flanke und Macht durch die Russen in Galizien aussetzen.

Ein russisch-japanisches Bündnis?

Amsterdam, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Der Londoner „Times“ wird aus Petersburg gemeldet, daß der bei dem russischen Generalstab befindliche japanische Militärattaché General Oba sich nach einer Audienz beim

Leutnetten ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, hatte er doch schon oft genug erfahren, wie wenig auf solche Beteuerungen zu geben sei. „Allo schaut nach!“ befahl er daher den beiden Mannen, die darauf in einem Sprünge an der Tür des Hauses waren und wenig Umstände machten, als ihnen der Bauer den Eintritt verwehren wollte. „Ich habe nichts, ich habe nichts!“ schrie er in einem Fort, aber da hatten die Sucher schon mehr gefunden, als sie gehofft hatten.

In der kleinen Stube, die ganz versteckt hinter der Küche lag, sah eine junge Frau mit einem Soldaten am Tisch, auf dem Brot, Käse und Wein standen, und daneben auf der mit einer Decke belegten Bank lag ein verwundeter französischer Offizier.

„Hallo, da haben wir's ja gut getroffen.“ jubelte Braun und machte sich, ohne auf die zu Tode erschrockenen Leute zu achten, sofort über das Brot und den Käse her, denn er hatte einen Vorenhunger, während der vorläufige Pfister zunächst die Niederlegung der Waffen verlangte, was der Soldat auch sofort tat.

„Nun bring' sie einmal her, was von Eßbarem im Hause ist. Wir sind fünf Mann!“ wandte er sich dann in ziemlich verständlichem Französisch an die Bäuerin. Aber die starrte ihn nur groß an und gab keine Antwort.

„Wir haben nichts mehr, nichts, gar nichts.“ schrie nun der Bauer wieder dazwischen. „Des hier war unser letztes, und das hat uns der Herr Offizier abgekauft und bezahlt.“

„Papperlapapp, alter Freund, das kennen wir schon.“ erklärte ihm Pfister kurz. „Ich bringe einen Mann, der Euch suchen helfen wird. Galt einweilen gute Wache, Braun!“ Damit ging er hinaus und kam gleich darauf mit seinem Oberleutnant zurück, der nach der ihm gemachten Meldung, ein französischer Offizier sei im Hause, abgestiegen war, um selbst mit diesem zu reden.

„Jetzt wollen wir miteinander suchen. Alons, vorwärts!“ befahl Pfister nun dem Bauern, der zwar nochmals beschwor, daß er nichts habe, aber dem Drängen des Mannen doch nachgab und ihm in die Küche folgte. Unterdessen redete Leutnetten den feindlichen Offizier an.

„Ich helfe mich unter Ihren Befehl.“ erklärte dieser sofort in Deutsch mit einem schlüssigen Anfluge und suchte sich aufzurichten, aber Leutnetten winkte ihm ab und sagte: „Selbstverständlich sind Sie Gefangener, doch in Anbetracht

Jaren gegenüber den Vertretern der Presse folgendermaßen geäußert habe: Es sei sein aufrichtiger Wunsch, daß die jetzige Freundschaft zwischen den beiden Ländern durch ein formelles Bündnis bestätigt werde. Das ganze japanische Volk würde ein solches Bündnis begeistert begrüßen. Nach der Meinung des Generals fielen die russischen und die japanischen Interessen ganz zusammen, nicht allein im Osten, sondern auch in allen Fragen der Weltpolitik. Jetzt sei der Augenblick gekommen, um das letzte Wort zu sprechen und ein Bündnis zu schließen, das für beide Länder ohne Zweifel sehr vorteilhaft sein würde.

Rußland verleiht die Neutralität Rumäniens.

Frecher Mißbrauch des Roten Kreuzes.

Wien, 17. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Die „Neue Freie Presse“ meldet aus Bukarest von einem schweren Mißbrauch des Roten Kreuzes durch Rußland. Vor ungefähr 10 Tagen passierte ein russischer Lazarettzug aus Bessarabien die russisch-rumänische Grenzstation gegenüber Jassy nach der serbischen Grenze. Dem rumänischen Grenzbeamten fiel die überaus große Zahl des Sanitätspersonals auf. Nun traf dieser Tage aus Orsova ein Telegramm ein, das über diese russische Expedition der Barmherzigkeit eine überraschende Aufklärung brachte. In dem Telegramm heißt es, daß das Sanitätspersonal des russischen Lazaretts zugesandt aus russischen Sappuren bestand, welche nach Aulegung des Roten Kreuzes unter dessen Schutze Rumänien passierten und zwischen Turn-Severin, Aladova und Orsova Minen auf der Donau legten.

Der wahre Kommandant des „U. 26“.

Berlin, 17. Okt. (Nichtamt. Wolff-Tele.)

Der Kommandant des „U. 26“, der den russischen Panzerkreuzer „Pallada“ zum Sinken brachte, ist Kapitänleutnant Freiherr v. Vercheim, der Sohn des badischen Gesandten in Berlin.

Aus Belgien.

Rotterdam, 17. Okt. (Tel. Ctr. Bln.)

Ein Vertrauensmann des Antwerpener Magistrats überbrachte nach Rosendaal eine Proklamation des deutschen Gouverneurs, in der den Flüchtlingen freie Rückkehr angekündigt wird. Die Hausstätten dürfen zu jeder Zeit geschlossen sein. Von vielen Seiten wird gemeldet, daß jetzt, wo ganz Belgien in deutschen Händen ist, die deutschen Militärbehörden überall das größte Entgegenkommen zeigen und den freien Verkehr tatsächlich nicht behindern. Andererseits sperren die Deutschen nunmehr die ganze Grenze, sobald neuer Zugang von Flüchtlingen nach Holland umöglich ist.

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet aus Breda, daß außer Seebrügge und Blankenberge auch Heyst an der Seeküste besetzt wurde.

Das Schicksal des Lloyd dampfers „Gneisenau“.

Von den bisherigen Meldungen über das Schicksal der deutschen Schiffe im Hafen von Antwerpen war diejenige richtig, die meldete, nur die „Gneisenau“ sei versenkt worden, während bei den übrigen die Kessel beschädigt seien, daß sie nicht unter Dampf genommen werden könnten. Wie uns aus Bremen gemeldet wird, ist die „Gneisenau“ nach einer beim Norddeutschen Lloyd von seinem nach Antwerpen entsandten Inspektor eingegangenen Drahtung von den Belgiern oder Engländern unterhalb Antwerpens auf belgischem Gebiete versenkt worden. Das Schiff liegt bei Ebbe etwa 2/3 unter Wasser, so daß sich vorläufig noch nicht feststellen läßt, inwieweit Beschädigungen der Maschinen vorliegen. Sämtliche Boote sind durch Vögel unbrauchbar gemacht worden, ebenso die zu Hospitalzwecken an Bord getroffenen Einrichtungen. Danach dürfte der Dampfer „Gneisenau“ als total verloren zu betrachten sein.

Ihrer Verwundung bin ich bereit, Ihnen Ihre Lage nach Möglichkeit zu erleichtern.“

„Ich danke sehr für Ihre Freundlichkeit.“ entgegnete der Franzose mit matter Stimme. „Aber an meiner Lage ist kaum noch etwas zu bessern, mit mir wird es bald zu Ende geben.“

„Man darf nie den Mut zum Leben verlieren und muß immer Hoffnung behalten.“ suchte Leutnetten ihn aufzurichten. Doch er schüttelte wehmütig das Haupt und erklärte:

„Nein, nein, ich will gar nicht mehr leben, ich bin dieses Elend satt. Fast vier Wochen fliehen wir wie Heißlinge, wie ein Rudel Wölfe zwecklos im Lande umher — diese unfähigen Führer, diese schändlichen Niederlagen, die Grauel dieses entsetzlichen Krieges, der mein Vaterland zerfleischt, ich kann es nicht mehr mit ansehen, — will das Ende erleben. — Lassen Sie meinen Vürchen nur abfahren, ich brauche ihn nicht mehr.“ Wie im Fieber hatte er dies alles gesprochen und sank nun mit einem rückelnden Seufzer, in dem sich seine ganze Seelenqual ausdrückte, totentblut auf sein Lager zurück.

Leutnetten stand ergriffen und bedurfte einige Zeit, bis er in seiner Pflicht fortfahren konnte.

„Welcher Art ist Ihre Verwundung?“ fragte er endlich.

„Ein Wagen ist über mich gefahren und hat mir ein Bein zerquetscht. Wieviel sonst noch an mir gebrochen ist, weiß ich selbst nicht.“

„Wie kamen Sie in dieses Haus?“

„Mein braver Vürche und zwei meiner Leute schleppeten mich hierher.“

„Allo nicht transportabel.“ bemerkte Leutnetten für sich und zog sein rotes Meldebuch hervor, um den Fall einzutragen.

„Ach, er ist ja noch so jung.“ schrie beim Anblick des roten Buches die Bäuerin auf; sie hatte von dem in Deutsch geführten Gespräch nichts verstanden und mochte wohl glauben, es gehe dem jungen Offizier jetzt ans Leben.

Leutnetten achtete jedoch nicht auf sie und fuhr fort: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, daß Sie in diesem Kriege nicht mehr gegen deutsche Truppen kämpfen wollen? In diesem Falle könnte ich Ihnen Erleichterungen gewähren.“

„Sie sind sehr freundlich.“ erwiderte der Franzose. „Daß ich das nicht mehr tue, versteht sich von selbst, doch mein Ehrenwort kann ich in Rücksicht auf meine Pflichten gegen mein Vaterland nicht geben.“



Ehren-Tafel

Der Oberleutnant und Batteriechef Carl Walifried der 5. Batterie des 17. Reserve-Feldart.-Regts., 17. Res.-Division, 9. Res.-Armeekorps, ist mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden.

51. Verlustliste.

- Auszug für den Verbreitungsbezirk unseres Blattes. Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 80. Bois de Logarde am 24. und Col. de Ste. Maire am 28. u. 14. 1. Bataillon, Wiesbaden. 1. Komp.: Wehrm. Peter Schmidt II., Dattenheim, tot. Wehrm. Phil. Jakob Gardsoll, Eltville, tot. Wehrm. Adam Christ, Kausel, tot. Gefr. Arnold Franz Wachenböcker, Schwannheim, w. Wehrm. Johann Schadt, Bockenhäuser, lw. 2. Komp.: U.-D. August Vosgerau, Griedheim, lw. 3. Komp.: Wehrm. August Spies, Wiesbaden, tot. Wehrm. Johann Diefenbach, Holzhausen, schw. Wehrm. Joh. Jungels, Oberjockbach, lw. Wehrm. Karl Panderheim, Wiesbaden, lw. Wehrm. Karl Weimar, Reubof, lw. 4. Komp.: Gefr. Heinrich Reibold, Forch, lw. Wehrm. Jakob Ch. Ludwig, Kemel, tot. Wehrm. Friedr. Mößbach, Wiesbaden, schw. Wehrm. Joh. Friedr. Schleich, Geisenheim, lw. Wehrm. Karl Wilhelm Kyriß, Hofheim, lw. Wehrm. Joh. Derm. Becht I., Wiesbaden, w. Wehrm. Wilhelm Janz, Geisenheim, w. 2. Bataillon, Mainz. 10. Komp.: Wehrm. Reinhard Diels, Panrod, tot. 11. Komp.: Wehrm. Karl Beyel, Hofheim, lw. 12. Komp.: Sergt. Wilhelm Händchen, Wiesbaden, lw. Wehrm. Wilhelm, Dreßde, Wiesbaden, schw. Wehrm. Karl Mohr, Wörsdorf, lw. Wehrm. Johann Sturm, Wiesbaden, lw. Wehrm. Heinrich Piel, Langenhain, lw. Infanterie-Regiment Nr. 81, Frankfurt a. M. 2. Bataillon. Courcy vom 16. bis 20. u. 14. 5. Komp.: U.-D. Lorenz Weisbrod, Eitelhorn, schw. San.-Gefr. Ludwig Burtzhardt, Schwannheim, schw. Ref. Wilhelm Henmann, Daisbach, schw. Musk. Wilhelm Stück, Hainichen, w. 6. Komp.: Feldw. Paul Joh. Broghammer, Kunkel, lw. U.-D. Adam Reitz, Montabaur, schw. Musk. Wilh. Friedr. Harbach, Panrod, schw. Musk. Gustav Wilhelm Bettner, Reichenbach, lw. Ref. Rud. Fuchswardt, Obßf, schw. Musk. Peter Brendel, Haffelbach, schw. 7. Komp.: Feldw. Franz Förs, Soffenheim, lw. Musk. Emil Möller I., Obßf, lw.

Die Universität Frankfurt. Erzellenz Adikes.

Frankfurt a. M., 17. Okt. Dem Oberbürgermeister a. D. Franz Adikes ist der Titel Erzellenz verliehen worden. Die Bestallung ist vom Kaiser am 3. Oktober im Großen Hauptquartier gezeichnet worden. Sie wurde von einem Schreiben des Kultusministers begleitet, das folgenden Wortlaut hat: Hochverehrte Erzellenz! Wenn auch mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse alle hohen Auszeichnungen für Personen, die sich um die Errichtung der Universität Frankfurt verdient gemacht haben, nicht verliehen werden können, so wollte Seine Majestät der Kaiser und König doch bei der Eröffnung der Universität den Mann, in dessen Kopf der Universitätsgedanke entworfen ist und der ihn in rastloser und zielbewusster Arbeit durch Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten seiner Verwirklichung entgegengeführt hat, nicht ohne einen erneuten allerhöchsten Gnadenbeweis lassen und hat geruht, Ihnen den Charakter als Wirklicher Geheimrat mit dem Prädikat Erzellenz zu verleihen.

„So bitte ich um Ihren Namen.“ „Vertiere, Leutnant im hundertsten Infanterie-Regiment.“ „Vertiere?“ rief Leutstetten ganz überwältigt aus, und das Buch stürzte ihm in der Hand. „Ja, Jules Vertiere aus Mülhausen im Elßaß,“ wiederholte der Leutnant. „Welch ein wunderbarer Zufall!“ „Warum wunderbar?“ fragte Vertiere bestrebt. „Weil ich der Verlobte Ihrer Fräulein Schwester bin.“ „Sie? — Sie wären Oberleutnant Baron Leutstetten?“ fuhr nun auch der junge Franzose überrascht auf und sah dem feindlichen Offizier forschend ins Gesicht. „It es nicht eine wunderbare Fügung, daß wir hier zusammenkommen?“ „Freilich, ein sehr merkwürdiger Zufall.“ „Ich bin ihm dankbar,“ fiel ihm Leutstetten ins Wort, „wenn ich auch die Umstände innig beklage, unter denen wir uns begegnen.“ „C'est la guerre,“ seufzte der Leutnant. „Jedenfalls war es mir eine große Freude, daß ich Sie vor meinem Tode noch kennen lernte. Wenn Sie so gütig sein wollen, überbringen Sie den Meinen meine letzten Grüße und sagen Sie ihnen, daß ich unserem Vaterlande bis zum letzten Atemzuge treu gedient — wenn auch mein Tod nur wenig nützlich sein wird.“ „Jeder Soldatentod fürs Vaterland ist ruhmvoll,“ wandte Leutstetten lebhaft ein. „Doch Sie werden, dürfen nicht sterben. Sie werden wieder genesen und leben, zur Freude Ihrer Eltern, zu Ihrer eigenen und zum Ruhm Ihres Landes.“ Reizten Sie sich nur aus Ihrer deprimierten Stimmung.“ „In dem Augenblick wurde er durch Plücker unterbrochen, der triumphierend mit zwei erbeuteten Broten und einer Kanne mit Wein zurückkam. „Gut, laßt es Euch schmecken,“ billigte der Oberleutnant die Requisition. „Ich will mit dem Herrn Leutnant hier noch ein paar Worte allein reden.“ — Die beiden Mannen gingen mit ihrer Beute ab. „Nun sagen Sie, was ich etwa für Sie tun könnte,“ nahm Leutstetten das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Nichts, nichts,“ lehnte Vertiere ab. „Nur nicht zu rasch abweisen, Herr Leutnant,“ gab Leutstetten freundlich zurück. „Wiel werde ich ja im Augen-

hen. Indem ich Eurer Erzellenz das darüber ausgefertigte Patent überfende, spreche ich Ihnen zu diesem Zeichen allerhöchster Gnade und Anerkennung meine herzlichsten Glückwünsche aus und verbinde damit den besonderen Wunsch, daß die neue Universität, mit der Ihr Name unaussprechlich verbunden ist, in Lehre und Forschung sich kraftvoll entwickeln und reichen Segen bringen möge. In ausgezeichnetster Hochachtung Eurer Erzellenz ergebener

Reine Eröffnungsfeier.

Bei dieser Gelegenheit sei wiederholt betont, daß von einer besonderen Eröffnungsfeier der Universität vollständig Abstand genommen worden ist. Die Verwaltungsbehörden, d. h. Großer Rat und Kuratorium haben bereits am 2. September ihre Tätigkeit begonnen. Lehrkörper und Studentenschaft werden am 26. Oktober mit einem kurzen Aktus ihre Arbeit aufnehmen. Am 27. Oktober werden allgemein die Vorlesungen beginnen. Mit Rücksicht auf den Krieg hat man von jeder auch der kleinsten Eröffnungsfeierlichkeit Abstand genommen. Es kommen daher sowohl die in Aussicht genommenen Ansprachen wie auch die Ueberreichung von Glückwunschsadressen in Fortfall. Man hofft aber, daß in ruhiger Zeit, vielleicht bei Einweihung der neuen Bauten, sich die Möglichkeit bietet, nachträglich noch eine der Bedeutung der Schöpfung des nunmehr ausgezeichneten würdige Feier zu veranstalten.

Gedenket unserer Tapferen im Felde!

Die glänzenden Waffenerfolge der deutschen Truppen im Westen und Osten erfüllen jedes deutsche Herz mit Stolz und Freude und ringen selbst den Feinden Bewunderung ab. Ungeheure Anforderungen werden an jeden einzelnen Mann gestellt; seine Leistungsfähigkeit wird nicht nur durch die dienstlichen Pflichten, sondern auch durch die Strapazen und Anstrengungen der Witterung auf eine harte Probe gestellt. Aus Polen und Galizien werden bereits Schneestürme gemeldet, die raue Jahreszeit beginnt mit ihrer ganzen ruffischen Durchbarkeit. Regen und Schnee, Sturm und Kälte, dazu unwechselnde Strahlen und schlechte Quartiere. Wir bitten unsere Väter und Freunde, in ihrer Gebetsfreudigkeit nicht nachzulassen und uns Spenden aller Art für das Rote Kreuz, wie bisher, reichlich zukommen zu lassen. Der Verlag der „Wiesbadener Zeitung“. Nikolaistraße 11. Mauritianstraße 12 u. Bismarckstra. 20.

Stadtnachrichten. Wiesbaden, 18. Oktober. Zum 18. Oktober.

Wir schreiben heute den 18. Oktober. Das ist der große Tag von Leipzig, der Tag, an dem Napoleons Cäsarenstiff auf den wilden Bogen des stürmisch entseffelten Ozeans völkischer Vaterlandsliebe scheiterte. Drei der schwer unterdrückten Völker kämpften Schulter an Schulter gegen den Weltkrieger. Zwei Kaiser und ein König standen dem dritten Kaiser gegenüber. — 101 Jahre sind vergangen, und wiederum gibt das Weltweh den Widerhall wilden Schlachtengetümmels. Und dieselben Völker, die damals bei Leipzig auf dem Plan standen, ringen und bluten auch heute wieder für ihre vaterländischen Ideale. Aber wie anders ist heute das Bild. Alle die Herrscher, die vor 101 Jahren im Kampfe gegen den Franzosenkaiser standen, haben ihre Heere auch jetzt wieder auf das Schlachtfeld geschickt. Indessen diesmal ist der Russenkaiser nicht an-

Wiel ohnehin nicht für Sie tun können, aber vielleicht doch etwas. — Vor allem: Sind Sie genügend mit Geld versehen?“ „Gewiß, mit mehr, als ich wohl noch gebrauche.“ „Gut. Glauben Sie, einen Wagentransport auszuhalten zu können?“ „Nun ich nicht sagen. Uebrigens ist es ja auch gleich, ob ich auf der Frische oder auf dem Karren herbe.“ „Davon ist keine Rede! Sie sollen geheilt werden, müssen es aber auch selbst wollen.“ „Sie sind ein guter Mensch!“ hauchte der Kranke und wandte das Gesicht ab, um seine Rührung zu verbergen. Leutstetten überlegte. An eine Transportierung des Verletzten war vorläufig nicht zu denken, also mußte man ihn hier so gut wie möglich unterbringen. „Schafft ein Bett hierher, aber sofort, es soll Euch bezahlt werden,“ wandte er sich darauf wieder an die Wauerleute, die, obwohl sie begriffen, daß hier keine Gewalt zu befürchten sei und auch die versprochene „Bezahlung“ nicht verkehrt hatte, Eindrud auf sie zu machen, doch unentschlossen dastanden und nicht wußten, was sie tun sollten. Indessen ein energisches „en avant!“ an sie und den Deutschen brachte sie rasch auf den Weg, und schon nach wenigen Minuten kam der Bauer mit einem elernen Bettgestell zurück und stellte es auf. „Woh wann könnt Ihr einen Arzt herbringen?“ fragte Leutstetten. „Kommt darauf an, Monsieur Le Major,“ erwiderte der Bauer bereits in freundlicherem Tone. — „Mein Bus ist mit den zehn Francs, die ihm der Burische des Herrn Offiziers gab, schon lange fort, um den Doktor zu holen. Hat er ihn nun grade gefunden, könnt' er bald da sein. Aber die Frau des Schmiedes vom Wege droben, die ihm das Bein eingekerkert, hat's gewiß gut gemacht, denn die verkehr's, nur über die Schmerzen in der Brust wußte sie nicht recht Bescheid.“ Leutstetten war sehr erfreut, zu hören, daß wenigstens ein Notverband angelegt war und fuhr fort: „Könnt Ihr Milch verschaffen?“ „Ganz unmöglich,“ versicherte der Bauer weinerlich. „Al, mein Vieh, bis auf zwei Kühe, die weit droben im Walde sind, haben sie mir fortgenommen.“ „Könntet Ihr denn einen Kaffee machen?“ „Vielleicht. Will mit meiner Frau reden.“

der Seite der Deutschen und Oesterreicher; er hat sich mit den Franzosen verbündet, um Deutschland und Oesterreich zu zerschmettern. Und aus dem Preußenkönig von damals ist der deutsche Kaiser geworden, der, mit dem österreichischen Kaiser im Bunde, den Strauchdiebüberfall der Feinde von Ost und West abwehrt und die Räuber verfolgt, um sie zu bestrafen. In den Franzosen hat sich außer den Russen auch noch der Engländer gefeilt, der vor 100 Jahren, ebenso wie Rußland, Frankreichs Todfeind war und gemeinsam mit den Preußen bei Waterloo die französischen Truppen besiegte. Aber heute ergeht ihm genau wie Rußland, er will den Freund von früher zerschmettern, weil er ihm zu groß, zu reich, zu angesehen, zu stark geworden ist. Und welche Hülfe haben sich die verbündeten Deutschlandfreier noch gelucht! Weiße Mongolen, braune Indier, schwarze Afrikaner, dazu die belgischen und serbischen Mordgesellen, das Gebirgsvolk der Montenegriner und das Mißmuthsvolk der Portugiesen. Aber es nützt nichts, besiegt werden sie doch alle. Unsere Truppen haben den Krieg bereits bis in das Herz Frankreichs und die Südküste des englischen Kanals getragen, das sich sicher wahnende Inselreich selber bedrohend. Aus der Luft werfen unsere Zeppeline und Flieger die tobbringenden Bomben, und auf, sowie unter den Wellen der Meere jagen unsere Seeheerflotten das feindliche Bild ins Verderben. — In Rußland tobt der Kampf schon in der Nähe von Warschau, und Serben und Montenegriner sind bis zum Untersinken zerschlagen. Heute am 18. Oktober dürfen wir die freudige Zuversicht aussprechen, daß alle Feinde des Deutschlands auf die Knie gezwungen und die germanischen Völker im Triumph ihre Besitzung und Kultur zur herrschenden des 20. Jahrhunderts machen werden. Unser ist die Gegenwart, unser wird die Zukunft sein — denn unser ist der Sieg.

Sonntagsgedanken im Felde.

In einer Zeit, da Menschenblut noch kostbar war, wurde das göttliche Gebot geprägt: Du sollst nicht töten! Es ist uns heute selbstverständlich. Heute mehr denn je, wo der arme Bürger denselben Staatsdienst geniest wie sein Kaiser und König. Es gibt ja im Abend- und Morgenland noch Landstriche und Stippelstätten, denen der Hunger nach Nahrung die Nase libelt, Wägen der Großstädte, Alnaldinis südlicher Felsenklüfte, Himmeldiebe auf dem Balkan, deren Tagwerk das „Goldentum“ ist, während ihre Frauen sich in der harten Feldarbeit verausgaben. Doch das sind kleine Absonderlichkeiten in dem sonst blutigen Europa. Von allen zehn Geboten der Sittlichen Gesetze ist keines so in uns übergegangen wie das Gebot Du sollst nicht töten! Nicht als ob unsere Nächstenliebe schon vollkommen wäre, wir uns frei wüßten von allen Begierden auf Gut und Blut unserer Widersacher. Es gibt moderne Mittel gewalttätiger Feindschaft, die zwar unblutig, aber nicht minder grausam sind, schleichende Gifte der Zermürbung durch Sorge und Not, die nicht minder tödlich wirken. Aber auch die, die diese Waffen gebrauchen, scheuen die Bekleidung mit warmem, fließendem Menschenblut. Nicht nur weil sie die strafende Gerechtigkeit fürchten, sondern weil ihre Nerven nicht den Mut aufbringen, ein menschliches Leben mit eigener Hand zu vernichten. Wie viel weniger ist diese Kraft an sich der Mehrheit eines Volkes gegeben, das wie das deutsche Volk alle Gedanken und Taten friedlicher Kulturarbeit widmet. Da ertönt in die stillen Stuben der Wissenschaft, die fröhliche Stätte wohlthätiger Arbeit die Fanfare des Krieges. Mit Werkzeugen von verheerender Wirkung, von teuflischer List bewaffnet sich der Bürger, der noch eben über eine legendenpendende chemische Formel gelonnen, am Nichtertlich schädlichen Streit in Frieden geschlichtet. Der Kriegsturm fährt ihn dem Feind bis ins Angesicht. Er hat in gedeckter Stellung geschossen. Da ertönt das Signal: „Seltengewehr pflanzt auf!“ Der Sturmangriff, der von unseren Feinden am meisten gefürchtet, gewalttätige Einsatz unserer körperlichen und seelischen Kräfte, beginnt. Hinten schlägt dumpf wie drohendes fernes Gemitte der Trommel. „Zum Sturm Gewehr rechts!“ Wir stürmen vorwärts wie von unsichtbaren Gewalten getragen und getrieben. Die Sinne rasen, die Augen, die den Gegner unklammern, sprengen fast die Augenhöhlen, die Ohren lauten. Wir

„Wie besorgt Sie um mich sind,“ ließ sich nun der Leutnant wieder vernehmen. „Ich bin Ihnen herzlich dankbar, Bitte aber, sich nicht weiter um mich zu bemühen. — Sind wir doch Feinde.“ „Nein, das sind wir nicht,“ entgegnete Leutstetten entschieden. „Recht stehen wir uns nur als Menschen gegenüber und ich fühle mich dem Bruder meiner Braut doppelt verpflichtet.“ „Ihre Güte beschämt mich.“ „Warum? Wird es Ihnen denn so schwer, das Wenige, was ich Ihnen bieten kann, anzunehmen?“ Vertiere sah still vor sich hin, bis er Leutstetten plötzlich die Hand entgegenstreckte und sagte: „Sie sind ein hochherziger Gegner. — Ich wäre doch dieser unheilvolle Krieg, der uns zu Feinden machte, nicht ausgebrochen!“ „Er ist bald vorüber, der Friede wird kommen, und Verschönerung und vor allem wieder Glück und Freude bringen.“ Vertiere schüttelte das Haupt. „Möge er Ihnen bringen, was Sie von ihm erhoffen, ich möchte es von Herzen, aber meinem Vaterlande wird er zum Fluche gereichen. Glück, wer ihn nicht erlebt!“ Seine Stimme wurde leiser, und seine Lippen bebten vor innerer Erregung, als er wie im Fieber zu sprechen fortfuhr: „Ich sehe alles kommen. Unsere Armee, die sich jetzt um Sedan sammelt, wird in dieser Sackgasse vernichtet werden und Frankreich dann am Abgrunde stehen. Mein armes Frankreich!“ Was er da von der Konzentration der Mac Mahon'schen Armee gesagt hatte, war für Leutstetten von großer Wichtigkeit und er kam in Versuchung, Näheres darüber zu erforchen. Aber nein, es widerstrebte ihm, den Kranken auszuheulen und er unterdrückte daher weitere Fragen. „Das Bett war unterdessen hergerichtet worden. Er besaß er dem Waischen, seinen Herrn zu entkleiden und legte selbst mit Hand an, um ihn von der Wank möglichst vorsichtig hinüber zu betten. Unter seiner gewandten Leitung ging dies auch über alles Erwarten gut von hatten, und als der Kranke die Anstrengung des Transportes glücklich überstanden hatte und auf dem bequemen Lager ruhete, fühlte er sich sichtbar erleichtert. Abermals kerkte er seinem Samariter die Hand entgegen und sprach: „Weiß ich am Leben, bin ich für alle Zeit Ihr Schuldner und hoffe dann, Ihre Hülfe einmal vergelten zu können. — Gott schütze Sie!“ (Fortsetzung folgt.)

Sind unfähig, einen Gedanken zu fassen, unser Leben und Lebenstrieb entläßt sich in einem „Hurrah“ von der Kraft eines Perichor Potenzenstokes. Dann kommt der Zusammenprall. Wir sehen nicht Menschen vor uns, die feindliche Gewalt, die uns gegenübersteht, erscheint uns wie ein Ungeheuer mit immer neuen Armen und Beinen, das uns verschlingen will. Wir stoßen zu, so stark es geht, so gut es trifft. Es gilt das Leben, es gilt vor allem den Sieg!

„Du sollst nicht töten!“ Gilt dieses Gebot für die heiligsten Kriegszeit der Selbstaufopferung, die bittersten hohen Pflichten der Selbstbehauptung? Dieses Gebot für Mordmörder und Strauchräuber gilt nicht für den Mörder der Schlachten. Das verkündet auch in vielen Ausprägungen die Bibel. Nicht die Lust am Morden und Verstören treibt den Soldaten ins Feld, sondern das ernste und härteste Muß, das je an ihn herantrat, und dem er alle weichen Empfindungen unterzuordnen hat. Der Feind, der drüben als winziges Ziel in der Schützengrabenlinie liegt und auf den die Gewehrzündung hält, ist für ihn, solange der Kampf um die Entscheidung rinnt, nicht ein Mitmenschen von Fleisch und Blut, persönlich vielleicht höchster Achtung wert, er ist ein Teil seiner Macht, die uns vernichten, uns unserer Heimat und Besitzung berauben will. Ihn schonen, hütet, unser Vaterland verräterisch unseren Feinden ausliefern. Wir können die drohende Gewalt unserer Gegner, die uns aus unserer Friedensarbeit aufgeschreckt, nur im einzelnen treffen und brechen, und darum müssen sich unsere Millionen Gewehrläufe auf die Millionen Zielpunkte drüben im feindlichen Lager richten, gleichviel ob die Menschen, die dort fallen, an all diesem Unglück schuldig oder unschuldig sind. Unser Volk, das fast auf allen Gebieten menschlicher Zivilisation die Führung hat, erweist sich in der Kunst des Krieges auch darin als fähig überlegen, daß es das harte Kriegsgebot nur da anwendet, wo der Zweck es unabwiesbar erfordert, daß er darüber hinaus aber auch dem Feinde nicht die Achtung und Rücksicht versagt.

Beförderung von Liebesgaben für Ostpreußen.

Neuerdings sind nachstehende Bestimmungen getroffen worden:

Sendungen von freiwillig gespendeten Gaben jeder Art, z. B. von Lebensmitteln, Kleidern, Decken, Betten, Hausgeräten, Brennstoffen, Kartoffeln, Heu, Stroh, Rüben, Saatgut, Düngemitteln usw., die zur Linderung des durch den Krieg in Ostpreußen eingetretenen Notstandes an Behörden, gemeinnützige öffentliche Anstalten (Komitees) und Sammelstellen zur unentgeltlichen Verteilung abgegeben werden, werden bis auf weiteres auf den preussisch-berlinischen Staatsbahnen frachtfrei befördert.

Ebenso gelten bis auf weiteres frachtfreie Sendungen von Lebensmitteln, Kleidern, Decken, Betten und Hausgeräten, wenn sie von Behörden, gemeinnützigen öffentlichen Anstalten (Komitees) und Sammelstellen aus staatlichen oder aus freiwillig gespendeten Geldern beschafft und bezogen werden.

Kriegs-Sterbekassen. Die vielfach in den Tagesblättern erscheinenden Mitteilungen, daß die seitens der öffentlichen Lebensversicherungsanstalten, Provinzen und einiger Privat-Lebensversicherungsanstalten errichteten „Kriegs-Sterbekassen“ a. G., Kriegsunterstützungs- bzw. Kriegs-Sterbekassen für den Krieg 1914“ dem Ruster einer im Jahre 1870 bereits tätigen Nassauischen Kriegsversicherung nachgebildet seien, sind nicht richtig und beruhen auf einem Mißverständnis. Zur Richtigstellung sei bemerkt, daß alle diesbezüglichen, jetzt ins Leben gerufenen Kriegsversicherungen der von der Direktion der Nassauischen Landesbank in Wiesbaden unterm 15. August d. J. ohne Anlehnung an ein Vorbild errichteten „Nassauischen Kriegsversicherung“ auf Gegenseitigkeit für den Krieg 1914“ nachgebildet sind. Eine „Nassauische Kriegsversicherung für den Krieg 1870/71“ hat es nicht gegeben.

Ersatz-Landsturm-Bataillon Wiesbaden. Das Ersatz-Landsturm-Bataillon Wiesbaden (Schule an der Drantenstraße, Seitenbau) bittet uns darauf aufmerksam zu machen, daß Patente für Angehörige des Landsturm-Infanterie-Bataillons Wiesbaden, das sich zurzeit in Belgien befindet, täglich von 4-6 Uhr nachm. in der Turnhalle obengenannter Schule zur Weiterbeförderung angenommen werden. Nächste Abmeldung Dienstag, den 20. d. M. Annahme für diese Sendung bis Montag abend 6 Uhr. Dasselbe werden Versandstücken und sonstige Liebesgaben für das Landsturm-Bataillon dankend entgegengenommen.

Weslicher Bezirksverein. Gemäß dem bereits veröffentlichten Beschluß des Vorstandes hat die bestellte Kommission für circa 1000 Mark wollene Hemden, Unterhosen und Socken gekauft zur Versendung an die im Felde stehenden Truppen des 80. Infanterie-Regiments und des 27. Artillerie-Regiments. Von privater Seite wurden größere Partien wollener Sachen, Zigarren, Zigaretten, Tabak und Pfeifen, sowie Bargeld gespendet. Für die Bargeschenke wurden weitere Rohwaren gekauft. Die Sachen wurden einzeln, also Hemd, Hose, Socken und Zigarren oder Tabak verpackt, sodas es eine große Anzahl einzelner Pakete gab. Diese wurden wiederum in Kisten verpackt und mit mehreren 100 anderen Paketen, die zur Weiterbeförderung an bestimmte Personen dem Vorfindenden überhandt wurden, am 11. d. M. dem Etappenkommando II in Frankfurt a. M. zur Weiterbeförderung übergeben. Von da ab erfolgte der Versand durch Eisenbahn nach Wiesbaden. Den Transport nach Frankfurt a. M. hat in dankenswerter Weise der hiesige Fuhrunternehmer Herr A. Kidel kostenlos besorgt.

Hauskollekte. Unsere karitativen Anstalten haben in der Jetztzeit mit schweren Sorgen zu kämpfen, denn sie sind zum großen Teil auf die Hilfe und Gelder der Mitmenschen angewiesen. Z. B. unsere Waisenkinder wollen auch jetzt keine Not leiden und die armen Kinder unglücklicher Familienväter, welcher mit Trunksucht behaftet sind, schauen mit sehnsüchtigem, vertrauensvollem Blicke nach solchen Menschenfreunden, die ihren Vater in einer Anstalt retten helfen, damit ihre Familie von namenlosem Elend befreit werde. Diese Heißen arbeiten mit den erfreulichsten Erfolgen; es werden 60 Prozent und noch mehr „dauernd geheilt“ und außerdem viele „wesentlich gebessert“. Für eine solche Trinkerheilanstalt wird auch in diesen Tagen in Wiesbaden eine Hauskollekte gesammelt werden, die von dem Herrn Oberpräsidenten wie auch vom Herrn Polizeipräsidenten genehmigt worden ist. Es handelt sich um das St. Josephs Haus in Walderbach bei Limburg und möge jeder sein Scherlein für die segensreich wirkende Anstalt, in der zurzeit auch ein „Bereinskonzert vom Roten Kreuz“ eingerichtet ist, beisteuern.

Enteignung bei Bahnbauten. Ein neues, abgefeiltes Verfahren gelangt seit kurzem bei Enteignungen von Gelände zu Bauzwecken durch die Eisenbahnverwaltung etc. zur Anwendung. Das bisherige Enteignungsgezet, das aus dem Jahre 1874 stammt, ist ziemlich umständlich und veraltet und häufig gelang es den Grundstücksbesitzern, einen Bahnbau etc. durch Einsprüche sehr lange hinauszuziehen oder damit unmöglich zu machen. Da in der Kriegszeit gerade bei der Eisenbahnverwaltung bzw. den

An unsere Leser.

Bekanntlich ist niemand über die Kriegslage und den Kriegsforgang so wenig unterrichtet, als der Krieger im Felde, der nur Kenntnis von seiner nächsten Umgebung bekommt. Niemand aber verlangt sehnsüchtiger nach Nachrichten, als der, welcher selbst im Kriege lebt und dessen ganzes Leben nur im Kriege aufgeht.

Wer seinen Angehörigen im Felde eine Freude machen will,

sorge für Nachsendung der

Wiesbadener Zeitung

(Rheinischer Kurier)

in das Kriegsland. Das geschieht, indem man uns lediglich den genannten Namen, Armeekorps, Division, Regiment und Kompagnie mitteilt.

Wir senden dann einmal täglich als Feldpostbrief das Blatt nach.

Die Versendung in dieser Art kostet einschließlich des Bezugspreises

monatlich M. 2.—

Der Betrag ist voranzubezahlen.

Die Geschäftsstelle

Nikolastraße 11.

von ihr mit Aufträgen betrauten Unternehmern speziell Arbeitslose beschäftigt werden sollen, hat man das rascher Arbeitsbeschaffung hinderliche Enteignungsgezet außer Kraft gesetzt und ein neues Verfahren, das vorläufig bis 1. April 1915 gilt, geschaffen. Dieses vereinfachte Enteignungsverfahren umgeht den bisherigen weisungsfähigen Anzeigenweg und führt die Befehlswendung ein, wonach die Eisenbahnverwaltung in der Lage ist, sofort zu bauen, auch wenn die Entschädigungsansprüche mit dem bisherigen Eigentümer noch nicht endgültig geregelt sind. Man hofft, daß dieses Provisorium in der einen oder anderen Form dauernde Gültigkeit erlangen wird.

Im Evangelischen Vereinshaus, Platterstraße 2, Hinterhaus 1, liegen eine beträchtliche Anzahl von einfachen praktischen Wäscheartikeln, wie Männer-, Frauen- und Kinderhemden, Schürzen, Nachjaden usw., die sich auch für Geschenkwende an Arme eignen, zum Verkauf aus. Die Sachen werden auf Veranlassung von Prinzessin Hohenlohe von solchen, die durch die gegenwärtige Notlage keine ausreichende Erwerbsmöglichkeit haben, gearbeitet, und da alle Stoffe von hiesigen Geschäften bezogen werden, kommt es auch letzteren zugut. Befellungen werden jeden Wochentag, nachmittags von 4-7 Uhr, im Vereinshaus, Platterstraße 2, Hinterhaus 1 Treppe, entgegen genommen. Die Ev. Buchhandlung, Michaelsberg 24, ist jederzeit bereit, dieselben ebenfalls zu vermitteln.

Der Wiesbadener Verein für Speisung bedürftiger Schulkinder E. V. eröffnete außer dem schon seit Jahren in der Steingasse 9, 2, bestehenden Mittagstisch am 15. Okt. eine neue Verpflegungstheke im Hause Schwalbacher Straße 7, 2. In den mit köstlicher Unterfertigung neu eingerichteten Räumen wird vorläufig für 100 Kinder — eine Zahl, die sich jedoch in kurzer Zeit verdoppeln wird — unter der Aufsicht von Damen des Vereins ein einfaches nahrhaftes Mittagessen hergestellt und durch eine Anzahl ehrenamtlich helfender Damen ausgeteilt. Außer den durchs rote Kreuz überwiesenen Kindern im Felde stehender Krieger, sowie solcher, deren Eltern durch Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Kriegsnot geschädigt sind, werden auch schwächliche arme Kinder herbeigeführt, die einer kräftigenden und nicht schweren Kost bedürfen. Der Küchenzettel ist besonders für Kinder zusammengestellt. Der Vorstand bittet herzlich um Unterstützung durch Geldpenden sowie durch Zuwendung von Lebensmitteln, namentlich von Obst, das gerade für Kinder von so großem gesundheitlichem Wert ist, Karotten u. a. Auf Wunsch können die Sachen abgeholt werden. Anmeldung erbeten an Frau General-Bennt, Kaiser-Friedrich-Ring 80, P., oder an Frau Oberstaatsanwältin Lang, Goethestr. 3, 2. Geldpenden werden auch von der Schatzmeisterin Frau Landgerichtsdirektor Reizert, Martinstr. 11, sowie von der Nassauischen Landesbank entgegengenommen.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Kurhaus. Die Kurverwaltung begehrt den Jahrestag der Völkerrückkehr bei Leipzig am Sonntag, den 18. Oktober, mit einem unter Herrn Musikdirektor Schürichs Leitung stehenden patriotischen Konzert. Dasselbe findet nachmittags 4 Uhr im Abonnement im großen Saale des Kurhauses statt. Das sogenannte „Kaffeekonzert“ fällt daher an diesem Tage aus. — Der Kartenverkauf zu dem am Freitag, den 23. Oktober, im Kurbaue stattfindenden 1. Julius-Konzerte beginnt morgen Montag, vormittags 9 Uhr, an der Tageskasse im Kurhaus.

Königliche Schauspiele. Am Dienstag, den 20. d. Mts., findet die erste Wiederholung der mit so außerordentlichem Beifall aufgenommenen Neueinstudierung der volkstümlichen Oper „Der Trompeter von Säckingen“ in der bekannten Besetzung statt (Abonnement A). Für Donnerstag, den 22. d. Mts., ist zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin eine Aufführung von Beethovens Oper „Fidelio“ im Abonnement D festgesetzt worden. Bei dieser Gelegenheit wird Herr Eckard zum ersten Male den „Nocco“ singen. In der nächsten Woche geht nach langjähriger Pause Marschners romantische Oper „Hans Heiling“ mit Herrn de Garmo in der Titelrolle neu einstudiert in Szene. In den weiteren Partien sind die Damen Engelfert (Königin der Erdbecker), Haas (Gertrud), Schmidt (Anna) und die Herren Haas (Niklas), von Schend (Stephan) und Schuber (Konrad) beschäftigt. Musikalische Leitung Herr Professor Schäfer.

Reizert's Theater. Morgen, Montag, bleibt das Reizert's-Theater geschlossen. Am Dienstag wird das neue, packende Schauspiel aus den Tagen der deutschen Mobilmachung „Die heilige Not“ nochmals gegeben und am Mittwoch gelangt der neue einstudierte große Schlozer „Die fünf Frankfurter“ wiederum zur Aufführung. Der nächste Samstag bringt eine Neueinstudierung des beliebtesten Lustspiels „Maria Theresia“ von Franz von Schönthan.

Nassau und Nachbargebiete.

Wiesbaden, 17. Okt. Schulpersonennachrichten. Ernannt zu Districtschulinpektoren und widerruflich zu Schulvorkaufsrichtern: Pfr. Oberschmidt in Oberroßbach, Niederroßbach und Weidelsbach, Expofitus Krellwitz in Siershahn, Expofitus Witten in Langhede, Pfr. Goltbach in Weidenstadt, Expofitus Wähl in Schmitten und Seelenberg, Pfr. Perabo in Oberhöchstadt und Schönberg, Kuratilar Veibold in Weibernohe, Pfr. Stemmler in Winkels, Probbach und Dillhausen, Pfr. Weis in Oberreifenberg, Pfr. Kilburg in Niederbrechen, Pfarrverwalter Ricker in Laufeneiden zum Districtschulinpektoren in Sapperi. Ernannt zu Hauptlehrern: die Lehrer Hartmann in Falkenstein, Abel in Niederreifenberg, Bernhardt in Wensfelden, Niesel in Niederzeuheim, Weder in Dorndorf, West in Hilscheid vom 1. Okt. ab. — Verliehen: Dem Rektor Georg Korn in Frankfurt aus Anlaß seines Uebertritts in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Klasse, dem Lehrer Georg Thomas dafelbst der Kgl. Kronenorden 4. Kl. und dem Lehrer Heinrich Pahl dafelbst der Adler der Inhaber des Königl. Hausordens von Hohenzollern. — Einseitige Anstellungen: Neuthe, Wilhelmine, ev. techn. Lehrerin, Wiesbaden; Lange, Elisabeth, ev. Lehrerin, Wiesbaden; Reichwein, Karl, ev. Lehrer, Dornholzhausen; Schmidt, Karl, ev. Lehrer, Engelbach; Klonk, Karl, ev. Lehrer, Wildschaffen; Sticher, Wilhelm, ev. Lehrer, Bärstadt; Ebert, Herm., ev. Lehrer, Seuzert; Diehl, Paul, ev. Lehrer, Hundsdorf, 1. 10.; Geh, Ludwig, kath. Lehrer, Karsel, 15. 10. — Endgültige Anstellungen: Illgeleskamp, Irma, kath. Lehrerin, Wiesbaden, 1. 10. — Verfehung: Linder, Johann, kath. Lehrer, von Stahlfhofen nach Königstein i. T. 1. 10.

Limburg, 16. Okt. In der heutigen Stadiverordnetenversammlung wurde ein Antrag des Magistrats, die im Felde stehenden 15 köstlichen Angehörigen und Beamte bei der Nassauischen Kriegsversicherung mit je fünf Anteilsscheinen einzukaufen, abgelehnt. Dagegen wurde ein Antrag aus der Mitte der Versammlung, sämtliche hiesigen Kriegsteilnehmer, deren Zahl etwa 1200 betragen dürfte, bei der Nass. Kriegsversicherung einzukaufen, dem Magistrat zur Erwägung überwiesen. — Für die notleidenden Ostpreußen wurden 500 M. und für die Notleidenden in Elsas-Vothringen 300 M. bewilligt. — Da die Kreisabgabe im Kreise Limburg von 6% auf 8% Proz. erhöht worden ist, mußte die in dem Etat eingesezte Summe von 32506 M. in der heutigen Sitzung auf 35198 M. erhöht werden.

Friedberg, 16. Okt. Bürgermeisterwahl. Gestern wurde Bürgermeister Baurat Karl Stahl vom Stadtvorstand einstimmig wiedergewählt.

Bermischtes.

Der bibelfeste Leinwand.

Der „Neuen Hamburger Zeitung“ schreibt ein Leser: Ich erhielt dieser Tage von einem Freunde, einem Infanterie-Leutnant, der mit dabei war, als Alfred den Engländern die ersten Hiebe gab, eine Feldpostkarte, die lautet: „Lieber Freund! Wir haben sie verhauen, die englischen Schentelwänner. Leider waren's nicht viele. Aber man hört, daß Müller Atschener neue Massen auf den Kontinent werfen will. Bravo! Wenn ich Ihnen dann eine Feldpostkarte schide, auf der nichts weiter steht als: Bephanja, Kapitel 1, Vers 11, dann ist's so weit. Herzlichst Ihr W.“ — Ich schlug nach und las im Vers 11, Kapitel 1 des Propheten Bephanja: „Das ganze Krämervolk ist dahin!“

Opfer eines Inffons.

Aus Mailand wird berichtet: Der Ort Nola Caporente in der Provinz Cotanzaro (Kalabrien), welcher nur 2500 Einwohner zählt, ist von einem furchtbaren Inffon heimgesucht worden. Dreiviertel der Häuser sind eingestürzt, die Felder sind völlig verwüstet. Die Bevölkerung konnte sich zum größtenteile retten. Mehr Schwerverwundete und viele Leichtverwundete sind bis jetzt aus den Trümmern hervorgezogen. Truppen mit Zelte und Baumaterial für Baracken sind abgefaht worden.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Weinzeitung.

Die Lese.

Von der Lese, 16. Okt. Die Lese der Portugiesertrauben ist allgemein zu Ende. An Mostgewichten wurden 58-71 Grad nach Deffle ermittelt. Groß war der Ertrag nicht, so daß die Lese nur wenig Zeit in Anspruch nahm. Nehlich wird es auch mit der Lese der weißen Trauben sein. Die regnerische Witterung der letzten Wochen hat noch größeren Schaden angerichtet, so daß der Ertrag mit Ausnahme einiger Bemerkungen gering ist. — Vom Mittelrhein, 16. Okt. Vereinzelt ist schon mit Lese der weißen Trauben begonnen worden. Sie wird in den nächsten Tagen allgemein werden. Der Ertrag ist der Menge nach im großen und ganzen gering. Die Güte wird dagegen wohl zufriedenstellend werden, konnten doch schon bei den Reifosten Gewichte von 80 bis 90 Grad nach Deffle ermittelt werden.

Landwirtschaft.

Stand der Maul- und Klauenseuche im Regierungsbezirk Wiesbaden.

Am 14. Oktober 1914 waren laut Mitteilung im Amtsblatt der Landwirtschaftskammer von der Seuche betroffen: Im Landkreis Wiesbaden die Gemeinden Edders, Nordenstadt, Erbenheim, Frauenstein, Schierstein, Eddersheim und Weilsbach. Im Stadtkreis Wiesbaden 3 Gebötte. Im Kreise Frankfurt a. M.: Frankfurt-Preungesheim. Im Kreise Höchst a. M. die Gemeinden Grafel, Unterleberbach und Zeilsheim. Im Rheingaukreise die Gemeinde Elville.

Schriftleitung: Bernhard Grothus. Verantwortlich für deutsche und ausländische Politik: B. Grothus; für Kunst, Wissenschaft, Unterhaltungs- und volkswirtschaftlichen Teil: B. G. Eisenberger; für Stadt- und Landnachrichten, Gericht und Sport: E. Diegel; für die Anzeigen: B. Schuber; sämtlich in Wiesbaden.

Druck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Leitung: E. Riedner) in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Schriftleitung nicht persönlich, zu richten.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Hofbuchhandlung Heinrich Stadt, Bahnhofstraße 6, in Wiesbaden hat in ihren Geschäftsräumen eine Ausstellung von Büchern zur militärischen Erziehung unserer Jugend eingerichtet. Die Beschaffung dieser Ausstellung ist allen Interessenten ohne Kaufzwang gestattet.

Kriegsdichtungen.

Kriegs-Andacht.

Gotische Fenster, von innen erleuchtet,
Und Blodengeläut ... ? in der Sommernacht ... ?
S ist Kriegsandacht!
Sie kommen herein mit bedrückten Mienen;
Und mancher macht sich ein fremdes Gesicht,
Als sei er lange nicht hier erschienen —
Und trau' sich nicht.

Furchtbar redet des Schicksals Stimme
Zu Völkerscharen:
Der Herr ist Gott!
An seinem Grimme
Müssen's die Ihm entfremdet, erfahren,
Dah wieder erfüllt sei das Wort des Propheten:
„Sie werden kommen mit ihren Kindern
Und weinend dabierzehn und suchen den Herrn!“
Ja Herr, wir suchen dich: sieh, wir beten!

Wo noch die Lippen das Wort nicht finden,
Stimmt doch im Herzen ein zitterndes Licht.
„Das Vaterland blutet ... und unsere Lieben“
„Gott schütze mir den Jungen!“ ein Mutterherz spricht.

Und heilige Not hebt heiliges Bitten
Auf bebenden Händen zum Himmel empor;
Und mächtig schwillt mit der Orgel Gesängen
Ein uraltes Glaubenslied durch den Chor.

Und ein Buch, das mancher gar lang vergessen,
Gibt seine ewige Wahrheit kund:
Und Herzen, die banne im Nichts geflattert,
Fühlen auf einmal Felsengrund.
Das ward geschrieben vor tausend von Jahren?
Heute noch legt es das dürstende Land:
Heute sollen, die mühselig kamen,
Fühlen die heilige, helfende Hand!

Christenglaube steht frühlich im Hoffen.
Glaube nur, Herz, so wirst du auch sehn!
Betend siehst du den Himmel offen
Und seine Engel herniedergeh'n.
Mag nun auch Trübsal über uns kommen:
Wir sind des Herrn — Er ist uns nah!
Hörten im Säuseln wir nicht seine Stimme,
Kündel's nun Sturmbräus: die Stunde ist da!

Mächtig will Er sich offenbaren,
Das ihren Könia die Welt erkennt.
Er spricht ein Wort:
Die Gewaltigen waren! ...
Hell und heller im Herzen entbrennt
Das glimmender Docht war ... und flammt empor ...
„Amen!“ ... quillt's aus der Tiefe hervor.
Marie Sauer, Wiesbaden.

Vor der Entscheidung.

Jüngst fuhr ich in ein Kohlenbergwerk ein,
Schier dreizehn Meter tief in der Sekunde.
Als wir uns näherten dem tiefsten Grunde,
Da schien's, als ging's nun aufwärts. — — Falscher
Schein:

Verlangsamte nur war die Geschwindigkeit.
So täuschen heut, gar gern, sich die Kranaden.
Seit nicht so schnell mehr ihre roten Rollen
Wir klopfen können. Kurze Warteseit!

Bald geht es wieder los das Saue auf vent!
Laßt unsre Truppen sich nur erst verschaukeln.
Dann werden eure schon von selber laufen:
Ihr kommt doch nimmer wieder in die Höh!
Otto Haendler, Koblenz.

Der neueste Skat.

Es war in diesem Jahr im Lena.
Da tagte im Haag die Völkerverkonferenz
Und da man nichts zu beraten hat,
Ersann man einen neuen Skat.
Sie setzten sich hin an einen Tisch:
Nun, Montenegro, gib und miß!
Nehst habt ihr die Karten, befehlt sie Euch! —
Ich passe! ruft der von Italien gleich,
Nun sch! ruft der Russe mit blödem Gesicht —
Mehr hat' ich in meinem Leben noch nicht.
Der hat die meisten Schellen gekriegt.
Und Frankreichs Vertreter, Herr Poincaré,
Der bietet den Statern mit Lächeln Tour n é.
Der Serbe ruft: Die Karte ist voll.
Ich habe, was ich sonst bin, eine Null!
John Bull, der Brit, der Falsche, der Lacht,
Der hätte am liebsten Guck gemacht.

Der Franzel, der Herr von Oesterreich,
Der bietet den Statern ein Solo sogleich,
Doch Wilhelm der Zweite vom Deutschen Land,
Ruft: Halt, meine Herren: Grand aus der Hand!
Wilhelm spielt aus — und mit Hilfe von Franz,
Gewinnt er das Spielchen voll und ganz.
Landsturmann Loos, Seiffen, 4. Komp.

Wie die Kosaken ins Herz Deutschlands einbrangen.

Die Kosaken hatten keinen Schnaps mehr zu fausen;
über die Grenzen stuteten ihre Nordbrennerhausen.
General Hindenburg Befahl: „Schnapsfässer eintragen!
Die Kerle loden wir hin, wo wir sie hin wollen haben.“

Und als die wüsten Brüder von Tonne zu Tonne sich vor-
wärts geflossen,
da standen ihnen plötzlich die Nasen und Mäuler offen:
Auf dreien Seiten umschlossen sie Mauern von deutschen
Flinten!
Und wo noch ein Ausweg winkte — und das war hinten —
da dampften die Nebel des Sumpflands von Masuren!
„Gnade! Nehmt unsre Gänse, unsre Kappen und
Garnituren!“

riefen sie, Hände hoch hebend. Aber die meisten mit
Geschützen
in fliehenden Kolonnen jagten in die Waldmoräste und
Binsenspfähle ...

Duf, wie die preussischen Frösche da mit Pfätzchen und
Quaden
ans Land sprangen! (Die einzigen Preußen, die ausriffen
vor den Kosaken.)

... Da staken sie nun im Schlamm, tief im Herzen der Erde,
unterirdische Kanonen und die toten Reiter noch auf dem
Pferde!

Denn ins Herz Deutschlands eindringen sollten seine
Schwadronen
— sagte Väterchen Jar . . . Da werden sie als Skelette nun
ewig wohnen.

Leo Sternberg, Müdesheim.

Königliche Schauspiele.

Sonntag, 18. Okt., abends 7 Uhr:
Zum Besten der Witwen u. Waisen-
Pensionisten u. Unterstützungskassa
der Mitglieder des königlichen
Theater-Orchesters.

1. Symphoniekonzert
des Königl. Theater-Orchesters
unter Leitung des Königl. Kapell-
meisters Herrn Professor Franz
Mannhardt und unter Mitwirkung
des Königl. Opernsängers Herrn
Harry de Garmo (Bariton).
Program:

1. Ouverture zur Oper
„Carmen“ G. M. v. Weber
2. Arie des Valsari „Wo berg' ich
mich?“ aus der Oper
„Carmen“ G. M. v. Weber
(Gesungen von Herrn Harry de
Garmo.)
3. „Tod und Verklärung“, Ton-
dichtung für großes Orchester
(op. 24) Richard Strauss
4. Piecen: a) Zueignung, b) Heim-
kehr, c) Ich trage meine Sinne,
d) Heimliche Aufforderung
Richard Strauss
(Gesungen von Herrn Harry de
Garmo.)

— 10 Minuten Pause —
5. Symphonie Nr. 1 (C-moll,
op. 68) Johannes Brahms
1. In poco sostenuto. — Allegro.
— 2. Andante sostenuto. — 3. In
poco Allegretto e grazioso. —
4. Adagio. — Fin cadente. —
Allegro non troppo, ma con brio.
Ende etwa 9.15 Uhr.

Montag, 19.: Geschlossen.
Dienstag, 20. Okt.: Die heilige Not.
Mittwoch, 21. Okt.: Die 5 Strausfurter.
Donnerstag, 22. Okt.: Alles mobil.
Freitag, 23. Okt.: Das eiserne Kreuz. —
In 2 Akte. — 1. Klasse nach der
Orzene.
Samstag, 24. Okt.: Maria Theresia. (Neu
einstudiert.)
Sonntag, 25. Okt.: Maria Theresia.

Residenz-Theater.

Sonntag, 18. Okt., abends 7 Uhr:
Alles mobil!
Aufspiel in 3 Akten von Wilhelm
Jacoby und Hans Lind.
Spielleitung: Reinhold Hagen.
Carl Theodor Hollmann, Ver-
lagshandhändler, Wils-Platz
17, sein Sohn, Kaufmann bei
der Maschinengewehr-Fabrik.
Hudolf Barial
Elsa Grez
von Rompel, Major a. D., sein
Schwager Rud. Ritter-Schönan
Waise, seine Tochter Carl Böhm
Florence, eine junge Amerikanerin
Else Derrmann
Julius Schachtelmeier, Schrift-
steller.
Friedrich Beng
Kammerrentat Falkenberg, Ver-
lagshandhändler, Reins-Platz
Klemens, dessen Sohn
Hans Hellmut Zerlett
Professor Schönan Georg Bierbach
Alinte, Professor
Max Deutschländer
Morawski, Hauskammerling
Kosel van Born
Fader, Obermaat bei der
Kaiserl. Marine
Herm. Gom
August, Butsche bei Erich
Nikolaus Bauer
Ein Zeitungsvorkäufer
Georg Bierbach
Ein Zeitungsjunge Paula Wolfert
Referenten ufm.
Das Stück spielt in einer deutschen
Handelsstadt in den Tagen der
großen Notmachung.
Ende nach 9 Uhr.

Montag, 19.: Geschlossen.
Dienstag, 20.: Die heilige Not.
Mittwoch, 21.: Die 5 Strausfurter.
Donnerstag, 22.: Alles mobil.
Freitag, 23.: Das eiserne Kreuz. —
In 2 Akte. — 1. Klasse nach der
Orzene.
Samstag, 24.: Maria Theresia. (Neu
einstudiert.)
Sonntag, 25.: Maria Theresia.

Auswärtige Theater.

Neues Theater Frankfurt a. M.
Sonntag, 18. Okt., nachm. 3.30 Uhr:
Die goldene Kette.
Abds. 8 Uhr: Das Musikantenmäd-
del.

Groß. Volkstheater Darmstadt.
Sonntag, 18. Okt., abends 7 Uhr:
Garmen.

Groß. Volkstheater Mannheim.
Sonntag, 18. Okt., abds. 6.30 Uhr:
Hidella.
Neues Theater:
Sonntag, 18. Okt., abds. 7.30 Uhr:
Die Kuno-Rise.

Abendliche Schauloie Caffel.
Sonntag, 18. Okt., abends 7 Uhr:
1. Abonnements-Konzert.

Groß. Volkstheater Karlsruhe.
Sonntag, 18. Okt., abds. 6.30 Uhr:
Der Freischütz.

Kurhaus Wiesbaden.
(Mitgeteilt von dem Verkehrsverein.)
Sonntag, 18. Oktober:
Nachm. 4 Uhr:
Patriotisches Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Carl Schuricht,
Städt. Musikdirektor.

1. Choral: Wacht auf ruft uns
die Stimme
2. Kriegsmarsch aus Athalia
F. Mendelssohn-Bartholdy
3. Marsch in H-moll
Frz. Schubert-Mottl
4. Kaiser-Ouverture
Westheimer
5. Largo appassionato aus der
Klaviersonate op. 2 N. 2
L. van Beethoven
instrumentiert v. C. Schuricht
6. Finale aus der Symphonie
N. 3 Eroica
L. van Beethoven
7. Kaisermarsch R. Wagner
8. Nationalhymne.

Abends 8 Uhr:
Abonnements-Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Herm. Irmer,
Städt. Kurkapellmeister.
1. Kaiser-Friedrich-Marsch
C. Friedemann
2. Ouverture z. Oper „Oberon“
C. M. v. Weber
3. Königslieder, Walzer
Joh. Strauss
4. Patriotisches Potpourri
Seidenglanz
5. Hurra Exzellenz von Hinden-
burg, Marsch (neu) P. Kraft
6. Ouverture zur Oper „Das
Nachtlager in Granada“
C. Kreutzer
7. Fantasie aus der Oper „Der
Prophet“ G. Meyerbeer
8. Soldatenleben, Marsch
A. Schmelting.

Montag, 19. Oktober:
Nachmittags 4 Uhr:
Abonnements-Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Herm. Irmer,
Städt. Kurkapellmeister.

1. Ueber Berg und Tal,
Marsch F. v. Suppé
2. Ouverture zu „Die vier
Menschenalter“ F. Ladner
3. a) Gavotte aus der Oper
„Idomeneus“
b) Romanze aus der Oper
„Figaros Hochzeit“
W. A. Mozart
4. Terzett und Chor aus der
Oper „Der Freischütz“
C. M. v. Weber
5. Der Erlkönig, Ballade
F. Schubert
6. Ouverture zur Oper
„Tancred“ G. Rossini
7. Potpourri aus „Der Zigeu-
nerbaron“ Joh. Strauss
8. Turnermarsch A. Muth.

Abends 8 Uhr:
Abonnements-Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Herm. Irmer,
Städt. Kurkapellmeister.

1. Prinz-Heinrich-Marsch
R. Eilenberg
2. Ein Morgen, ein Mittag und
ein Abend in Wien, Ouver-
ture F. v. Suppé
3. Fantasie aus der Oper „Der
Barbier von Sevilla“
G. Rossini
4. a) Abends (Träumerei),
b) Aufzug der Landsknechte
nach einem alten deutschen
Münnelied E. Wemheuer
5. Deutscher Kaiser-Marsch
Zikoff
6. Abschieds - Ständchen
Herfurth
7. I. Finale aus der Oper „Die
Hugenotten“ G. Meyerbeer
8. Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's
Th. Gruss.

Fräulein

A. St. in großer Geschicklichkeit tätig.
im Verkehr mit dem Publikum
gewandt, in allen Büroarbeiten,
Stenographie und Maschinen-
schreiben vertraut, sucht sofort
oder später passende Stellung.
Offerten unter N. 88 Billale 1,
Mauritiusstr. 12. 2133

Tüchtiges Alleinmädchen
wohlerzogen, mit gut. Manieren,
sind sehr gute St. Taunusstr. 78,
2 Treppen, b. Holländer, Eingang
großer Vorgarten. 2775

Hofphotograph
C. H. Schiffer
Atelier für vornehme Porträts
und Gruppen
nur Taunusstr. 24.
— Telefon Nr. 3046. —

Villa,
Eisenheim, Nordstraße 39, nahe
Dambachthal Wald, 6 Zimmer,
reichl. Zubehör, Garten, äußerst
billig zu verkaufen. Näheres
Ballauer Straße 9, Pt. 1474

Austern
allerbeste Qualität
stets frisch. 2206

Emil Hees
Hoflieferant
Grosse Burgstr. 16.
Fernsprecher 7 und 57.

Winter-Uniformhemden
aus
Flanell und schwerer Seide
in allen Grössen vorrätig.
Alle
Winter-Artikel
für den Kriegsbedarf
empfiehlt 2228

Georg Hofmann
Langgasse 37.

1599 + Jede Frau + 2mal
gebrauche in besond. Fällen
mein viel empfohlenes Mittel
M 3.50 und M 5.50.
Viele Anerkennung auch Ver-
sand geg. Nachn. überall hin.
Medizin, Drogerie Hoh. Bociatus,
Berlin, Schönhauser Allee 132.

Berein für Hausbeamtinnen.
Oranienstr. 23. 2. empf. Er-
zieherinnen, Hausdamen, Haus-
hälter, Stützen, Kinderfräul., Kin-
derärztin, Pfleger, u. Kunstern.
Ersuchen nur Montags, Mitt-
wochs, Freitag 3-5, Montags, Don-
nerst., vorm. 11-12 Uhr. 158

Wochen-Programm.

Montag, den 19. Oktober.
4 und 8 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Dienstag, den 20. Oktober.
4 und 8 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Mittwoch, den 21. Oktober.
4 und 8 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Donnerstag, den 22. Oktober.
4 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Abends 8 Uhr im Abonnement im grossen Saale:
Fest-Konzert
anlässlich des Geburtstages ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.
Leitung: Herr Carl Schuricht, Städtischer Musikdirektor.
Orchester: Städtisches Kurorchester.
Freitag, den 23. Oktober.
4 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Abends 8 Uhr im grossen Saale:
1. Zyklus-Konzert.
Leitung: Herr Carl Schuricht, Städtischer Musikdirektor.
Orchester: Das städtische Kurorchester.
Solistin: Frau Ely Ney-van Hoogstraten (Klavier).
Kassenpreise: Logensitz 3 Mk., I. Parkett 1.-20. Reihe
2.50 Mk., Mittelgalerie 1. und 2. Reihe 2.50 Mk., 1. Parkett
21.-26. Reihe 2 Mk., Mittelgalerie 3. bis letzte Reihe 1.50 Mk.,
Ranggalerie 1.50 Mk., II. Parkett 1.50 Mk., Ranggalerie Rück-
sitz 1 Mk. — Abonnementspreise für sämtliche
6 Künstler-Konzerte: Logensitz: 15 Mk., Mittelgalerie
1. und 2. Reihe 12 Mk., I. Parkett 1.-20. Reihe 12 Mk., 1. Parkett
21.-26. Reihe 9 Mk., Mittelgalerie 3. bis letzte Reihe 6 Mk.,
Ranggalerie 6 Mk., II. Parkett 6 Mk. — Ranggalerie Rücksitz
wird nicht im Abonnement abgegeben.
Die Verausgabung der Abonnementskarten geschieht
durch die Hauptkasse der Kurverwaltung an Wochentagen
vormittags von 9-12 1/2 Uhr
nachmittags „ 4-6 „
gegen Zahlung.
Die Plätze vorjähriger Abonnenten werden bis zum
17. Ikd. Mts., abends 6 Uhr, offengehalten.
Der Einzel-Kartenverkauf beginnt am Montag, den 19. Oktober,
vormittags 9 Uhr.
Samstag, den 24. Oktober.
4 und 8 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Sonntag, den 25. Oktober.
4 und 8 Uhr: Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
2244 Städtische Kurverwaltung.

Habe mich als Arzt spez. für innere
Krankheiten hier niedergelassen.
Dr. med. Paul Hirschowitz
früher lange Jahre Assistent an Berliner Kliniken und
Polikliniken, zuletzt Arzt in Bad Kissingen.
Wohnung: Luisenplatz 2, Ecke Rheinstrasse.
Fernsprecher 1507.
4748 Sprechst. 9-10, 3-4. Sonntags 9-10. 2219

Vermög. Fabrikbesitzer in Sachsen,
evangel., Junggefelle, Mitte 40, von stattlicher Erscheinung,
sucht, zwecks spät. Heirat, die Bekanntschaft einer
jungen Dame, 25-30 Jahre alt. Die betr. Dame
muss den besten Kreisen angehören, wirtschaftl. u. musikal.
sein, heiteres Wesen und repräsentable Figur besitzen. Ver-
mögen nicht erforderlich. Gestl. Angebote mit Bild und
näheren Angaben unter N. 443 an die Exped. d. Bl.
erbeten. Diskretion zugesichert, anonym daher zwecklos.
Antwort kann nicht vor Ende d. Monats erfolgen. *2204

70 Pf. Rhein-Weine p. Flasche ohne Glas
bei 13 Flaschen,
einzel 5 Pf. mehr.
Empfehlungswerte beliebte Tischweine. 2144
E. Brunn, strasse 45, Telefon 2274.

Für uns!

Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu tausend die Lagen hinab
Für uns!
Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein
Da liegen sie stumm in langen Reihen
Für uns!
Und wo im Winde rauschet das Meer
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!
Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie kehrten nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!
Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!
Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns!
Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!

Gedichtet von einem Oberbayer auf seinen gefallenen Lehrer.

Sangbare Kriegsdichtungen.

Heinerich mach's gut!

Ein Marschlied für Nassans Krieger.

Su singen nach der Doppelter Eisenwiese:
„Steh' ich in finst'rer Mitternacht.“

Mag droh'n der Feind in Ost und West,
Wir schwören's alle treu und fest:
Der ganzen unerschämten Brut
Wird heimgefeucht! — und —
Heinerich, mach's gut!

Als ich zur Mutter nochmals kam,
Sie meine beiden Hände nahm:
„Mein Sohn, wenn's Scheiden weh auch tut,
Bieh' hin mit Gott — und —
Heinerich, mach's gut!“

Die Liebste auch so minniglich
Umarmt' mich nochmals inniglich
Und sprach zu mir voll Liebesglut:
„Ich bleib' dir treu — und —
Heinerich, mach's gut!“

Wo unser Schritt und Tritt erschallt,
Es laut aus jeder Kniele hallt,
Da jubelt's rings und schwenkt den Hut:
„Glückauf zum Kampf — und —
Heinerich, mach's gut!“

Und als wir in die Schlacht marschieren,
Hat unser Hauptmann kommandiert:
„Marsch, marsch! Hurra! Mit frohem Mut
Ist dreist drauf los — und —
Heinerich, mach's gut!“

Trifft eine Kugel meine Brust,
Und es ist aus mit aller Lust,
Bricht auch mein Aug' und fließt mein Blut:
„Gräß' mir mein Lieb — und —
Heinerich, mach's gut!“

E. Gerwarth von Wittensfeld, Wiesbaden.

Klud!

Mel.: Ein Schäfermädchen weidete,
Lord Rittener schickt' seine Tommies all
In Käbchen über Kanal,
Sie war'n im Whitechapel und überall
Gepreßt in mächtiger Zahl.
Er sprach: „Wider Germania ist alles erlaubt;
So geht denn und brennt und mordet und raubt!
:: Good bye! Good bye! ::

Sie tappten voll wilder Begierde aus Land
Und whistbeisendel hinein.
Keine Ahnung davon, wo der German wohl stand,
Geschlagen lüchelt sollte der sein.
Sie träumten von lustiger Schweinehah,
Die Deutschen die dachten: „Si, das dich der Wah!
:: Na wart', na wart'! ::

Der Feldherr der Deutschen, der hieß von Klud,
Der sprach mit fröhlichem Mut:
„Die Kerle, die nehmen wir sein auf die Mud;
Sie sollen schon merken, wie's tut,
Die Deutschen zu reizen.“ Da wich er zum Schein,
Und lockte die Rittener zum Klütchen hinein,
:: Haha, Haha! ::

Im Handumdrehn waren sie arretiert;
Wir klopfen den Fels ihnen aus,
Und als wir sie tüchtig verholzt und geschmiedet,
Da nahmen sie rasend Reißaus.
Doch singen wir noch eine schwere Meng':
Das war am Tage von Saint Quentin,
:: Hurra, hurra! ::

General von Klud, du hast's wohl gemacht,
Deinem späßigen Namen zur Ehr'.
Ein Klud und ein Klud: da war es vollbracht,
Vorbei mit dem englischen Heer,
Drum schenkt ein Soldat sich ein Gläschen ein,
General von Klud, so gedentt er dein;
:: Klud, Klud! ::

C. Spielmann, Wiesbaden.

Kriegslied 1914.

Melodie: „Es braut ein Auf...“

Auf, auf zum Kampf ins freie Feld,
Wo Deutschland seine Mannen stellt,
Der Russe, Engländer, Franzos,
Es treffe sie des Schicksals Los,
Die Nachzügler, die den Russen fährt,
Die Nachzügler, die den Franzmann stiert,
[Englands Reid und Stolz: sie alle drei
Fürchten wir Deutschen nicht!
Das Recht macht frei!]

Nur Mut, ihr Führer, stolz zu Pferd,
Auf das mit Ruhm zurück ihr kehrt
Selbst fahn der tapferen Infanterie,
Der Kavallerie und Artillerie!
Nur See zeigt sich der Flotte Macht,
Kanonen donnern, das es kracht,
[Seht in der Feinde Herz des Pulvers Blei!
Deutschland sucht nur das Recht!
Das Recht macht frei!]

Und wenn dereinst nach blut'gem Sieg,
Vollendet ist Europas Krieg,
Dann schall es durch die Lande weit,
Es lebe Deutschlands Herrlichkeit!
Dann sei're man des Volkes Kraft,
Den Kaiser, der das Volk sich schafft,
Doch leb' der deutsche Mann, sein Reitspruch sei:
„Gott fürchten wir, sonst nichts!“
Das Recht macht frei!

B. Rosenstock, Wiesbaden, Inf.-Reg. Nr. 80
(gefallen am 4. Sept. in der Nähe von Sedan).

Die Unterwassermacht.

Singweise: „Was glänzt dort vom Walde“,

Was sucht sich dort leise zum Hafen hinaus;
Dinein in des Abends Blüten?
Ein festgefügtes Häblersches Haus,
Ein Niesenhaisch, gewölbtes Haus,
So wühlt es sich durch die Blüten.
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Sie sinken, sie tauchen zu tapferer Tat,
Als ob sie der Abgrund rief;
Sie finden auch unter den Wogen den Pfad
Mit Kompak, Flossen und Steuerrad,
So fügen sie sich in die Tiefe.
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Und ist auch der Luftstrom ein wenig knapp,
Ein Wille bindet sie alle;
Sie steigen empor, sie tauchen hinab;
Die See, die See soll werden sein Grab,
Wir bringen den Feind zu Falle!
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Ein einziges Auge durchdringt die Nacht,
Doch das ist schwarz und helle:
So halten sie unter dem Wasser die Wacht,
Auf doch des Feindes vermorstete Nacht
An ihrem Stöße zerfalle.
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Sie wachen, sie suchen, und kommt er in Sicht,
Dann speit der Haifisch die Sprutte;
Und jedes Torpedo tut seine Pflicht,
Dah' Kiel und Mast zu Splinter zerbricht:
Wo, London, ist deine Flotte?
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Sie ruht auf des Meeres tiefstem Grund:
Old-England, jetzt gehis aus Sterben;
Bald wird dein unerfälllicher Schlund
Ersticken am allerletzten Fund,
Dann werden wir dich beerben.
Nun weh dir, Britannia, dreimal weh!
Das sind Deutschlands lähne Husaren der See!

Ewald Gerhard Seeliger, 1914.

Der Michel ist ein Wundermann.

Nach der Weise: Ich bin der Doktor Eisenbart.

Der Michel ist der Wundermann, valleralleri, luhbei!
Der allen Kranken helfen kann, valleralleri, luhbei!
Der Doktor Michel wofsgelbort, valleralleri, luhbeiraffa!
Kurirt zur See, vor Meg und Thoru, valleralleri, luhbei!

Im Osten tritt der Auf ihm nah! voll, usw.
Sag, Wunderherr, was beisi mich da?
Der Michel lacht: Für dich ist gut
Insektenpulver und die Krut!

Die Fuhkocht plagt den Schelmfranzos, voll, usw.
Der Michel gibt ihm Eisen bloß.
Da läuft er, Deutschland abgewandt,
Bis nach Paris am Seinsstrand.

Den Brilon drückt ein Hühneraug, voll, usw.
Der Michel hilft nach altem Brauch.
Er tritt ihm gleich hinweg die Seh';
Das Hühneraug tut nicht mehr weh. —

Ihr Brüder, hört, ich tu euch kund: voll, usw.
Europa wird erst ganz gesund,
Und Recht und Wahrheit triumphiert,
Sobald der Michel es kurirt.

Georg Lang, Frankfurt a. M.

Apotheken-Dienst.

Am Sonntag, den 18. Oktober, sind von 1/2 Uhr mit-
tags ab nur folgende Wiesbadener Apotheken geöffnet:

- Adler-Apothek, Kirchgasse 40.
Löwen-Apothek, Langgasse 31.
Kaiser Friedrich-Apothek, Schiersteinerstr. 15.
Therese-Apothek, Emserstr. 24.

Diese Apotheken versehen auch den Nachtdienst vom
18. 10. bis einschließl. 24. 10.

Bekanntmachung.

Nach Mitteilung des Kaiserlichen Kommissars und Militär-
inspektors der freiwilligen Krankenpflege ist die Zufuhr von
Liebergaben, die zeitweilig aus militärischen Gründen unter-
bunden war, freigegeben. Unser tapferes Heer im Felde, unsere
Kranken und Erkrankten in den Lazaretten werden endlich
das erhalten, was treue Liebe in der Heimat für sie beschaffen
und bereitet hat.

Millionen von Kriegern sind es, die sich in die Gaben teilen
müssen. Sorgen wir, daß der Strom der freiwilligen Gaben
nicht verküsst, daß er vielmehr in immer stärkerem Maße an-
schwellt, um dem wachsenden Bedarf genügen zu können. Nur
durch die größte Opferwilligkeit, nur durch selbstlose Gabe
von Geld und Gut kann die Heimat ihren heldenmütigen Söhnen
sich dankbar zeigen.

Die an allen Orten bestehenden Sammelstellen sammeln die
Gaben und senden sie möglichst fortgesetzt an die am Sitz jeden
Generalkommandos eingerichteten Abnahmestellen I und II. Die
Abnahmestellen I empfangen die Liebesgaben für Verwundete
und Kranke, die Abnahmestellen II für die Angehörigen des
Feldheeres.

Die Abnahmestellen befinden sich in Cassel (11. Armeekorps):
Abnahmestelle I Frankfurter Straße 70, Abnahmestelle II:
Wörthstraße 29; in Frankfurt (18. Armeekorps): Abnahme-
stelle I: Hofensollernstraße 2 (Närlenhof), Abnahmestelle II:
Hebberichstraße 59.

Sendungen an diese Abnahmestellen, die auch unmittelbar
erfolgen können, sind frachtfrei nach § 60 der Mil.-Tr.-Ordnung.
Von den Abnahmestellen aus gehen die Gaben fortgesetzt an die
Depots der freiwilligen Krankenpflege in den Sammelstationen u.
von hier aus erfolgt die Beförderung in die Front.

Alle Vereine vom Roten Kreuz und sonstige Stellen, die sich
mit der Sammlung von Liebesgaben befassen, werden dringend
gebeten, sich dieser Organisation anzuschließen. Der Kaiserliche
Kommissar im großen Hauptquartier hat ausdrücklich gewarnt vor
der unangelegten Zulieferung von Liebesgaben an britisch bevo-
rzugte Truppenteile, die mehr und mehr einzureihen drohe. Bei
der starken Belastung der Truppenfronten besteht die Gefahr, daß
solche Zufuhren den Verkehr empfindlich stören und dadurch die
Veranbringung wichtigerer Gegenstände an die Front erschweren.

Cassel, den 5. Oktober 1914. 637

Der Territorialdelegierte der freiwilligen Krankenpflege,
des. Gen. v. S. v. S.

Liebesgaben.

Nach Mitteilung des Kaiserlichen Kommissars und Militär-
inspektors der freiwilligen Krankenpflege ist die Zufuhr von
Liebergaben, die zeitweilig aus militärischen Gründen unter-
bunden war, seit einiger Zeit freigegeben.

Es ist dem Roten Kreuz Abteilung III in Wiesbaden, wie aus
einigen ausnahmsweise unten mitgeteilten Briefen hervorgeht, ge-
lungen, die Liebesgaben erfolgreich an ihren Bestimmungsort zu
bringen.

Wir müssen dafür sorgen, daß der Strom der freiwilligen
Liebergaben nicht verküsst, daß er vielmehr in immer stärkerem
Maße anschwellt, um dem wachsenden Bedarf genügen zu können.
Nur durch die größte Opferwilligkeit, nur durch selbstlose Gabe
von Geld und Gut kann die Heimat ihren heldenmütigen Söhnen
sich dankbar zeigen.

Was wir an Liebesgaben hatten, ist ins Feld gesandt. Die
taufendste Kiste ist gestern verladen worden. Unser Magazin ist
gelert. Wir wenden uns daher an unsere Mitbürger mit der
Bitte um erneute Zuwendung von Gaben. Wir haben ja nicht nur
für unsere Truppenteile, sondern auch für die Truppenteile aus
sorgen, die aus dem fernsten Osten und von Garnisonen kommen,
aus denen die Liebesgaben weniger reichlich fließen als aus
unserem reichgelegenen Regierungsbezirk.

Verlangt werden immer und immer wieder in erster Linie
Wolldecken, auch abgedraht, sodann aber Schokolade, Dauerwuch,
Käse, Kaffee, Kakao, Arrak, Rum, Cognac, Biscuits,
Zigaretten, Tabak, Kautabak, Zündhölzer, kurze Stearinkerzen
und elektrische Taschenlampen.

Die Gaben werden nach wie vor im Schloß, Mittelbau, in
Empfang genommen und von da aus auf dem kürzesten Wege,
und wie die Erfahrung auch gelehrt hat, mit Erfolg, an die Front
gebracht.

Rotes Kreuz, Abteilung III,
Schloß, Mittelbau.

1. Unter dem 27. September schreibt und der Kommandierende General
unserer Reserve-Armeekorps: „... Dem Reserve-Armeekorps sind
gehört zahlreiche und wertvolle Liebesgaben übergeben worden. Es ist
Anordnung getroffen, daß die praktischen, von den Truppen vielfach ent-
behrten Dinge vornehmlich den Räumern in der vorderen Linie zugute
kommen. In deren Namen spreche ich dem hochverehrten Vorstand des
Roten-Kreuz-Bereichs und allen gütigen Gönnern herzlichsten Dank aus,
nicht nur für die große Hilfsbereitschaft, sondern auch für die viele Mühe
und Arbeit, die die Beförderung so schöner Geschenke gemacht hat.“

2. Unter Landwehr-Regiment 80 schreibt unter dem 11. Oktober: „Für
die so überaus reichliche Sendung von Liebesgaben spricht das Regiment
seinen allerhöchsten Dank aus.“ (Je 1000 Decken, Unterhosen, Pul-
ver-Körner, Strümpfe.)

3. Unter dem 28. September und 3. Oktober bedanken sich zwei Eisenbahn-
Baukompanien für die Liebesgaben: „Zelten Sie verheißt, daß Sie allen,
vom Ältesten bis zum Jüngsten, eine Helfende gemacht haben, die
wir unermesslich dankbar sind durch unermüdete Arbeit und Pflicht-
erfüllung.“

Direct importierte Havana,
Kremer, Hamburger u. Holländer Cigarren,
Cigaretten und Rauchtabelle
entwähle in großer Auswahl zu billigen Preisen.
W. Bickel, Langgasse 20.

J. & G. ADRIAN
Wiesbaden
WIESBADEN
J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6
Telephon 59
Hof-Spediteure des Kaisers
Sr. Majestät und Königs
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen
Umzüge in der Stadt
Ueberssee-Umzüge per Luftvan ohne Umladung
Kostenanschläge gratis.

Gothaer Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Anfang März 1914:
1 Milliarde 174 Millionen Mark
Bisher gewährte Dividenden: 310 Millionen Mark.
Alle Ueberschüsse kommen den Versicherungsnehmern zugute.
Vertreter: Hoh. Port in Fa. Herm. Rühl,
Wiesbaden, Luisenstrasse 28, II.

Im-Athen im Zeichen des Mars.

Ein Sonntag in Weimar.

Von Leopold Günther-Schwerin, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Welch kriegerisches Bild auch in den sonst so ruhigen Straßen der alten, gemüthlichen Residenz- und Kunststadt Weimar! Nichts als Soldaten, einige „Reichstrüppel“ und — eine Anzahl weiblicher Wesen aller Altersklassen wimmeln auf der Schillerstraße umher, der alten „Eisplanade“, wie sie zu Schillers Zeiten hieß. Soldaten hier, in den Birks- und Kaffeehäusern, aus den Fenstern der alten Wiebelhäuser schauend, denn überall liegt Einquartierung, oder Familienwäter, Söhne und Verwandte reden im bunten Mod. — Weimar ist zum Heerlager geworden, und eine solche Menge Militär hat es, außer vielleicht bei friedlichen Manöverzeiten, seit der Plünderung durch die Soldaten Napoleons I. nicht mehr gesehen! — Still schauen die Standbilder der Großen Weimars, Wielands, Herders und nicht zum wenigsten das der Dichtersfürsten vor dem Hoftheater auf dieses Leben und Treiben ihrer sonst so friedlichen Stadt; und gerade dies Doppelstandbild, welches Goethe und Schiller so prächtig verlor, zeigt im Ausdruck der beiden „Großen von Weimar“ gerade das, was unsere erste Zeit am meisten benötigt: das reale, feste Geradensehen des energischen Goethe und den nach oben gerichteten Blick des idealen Schiller.

Wo sind sie hin, die Jünger des heiligen Lukas, jene der edlen Musika aus der Musikschule und die jungen, vergötterten Helden der „Dreier“, die diese Welt bedeuten? Sie, die noch vor wenigen Wochen in mehr oder weniger künstlerisch vernachlässigten oder doch genialen Anzügen die Straßen der damals noch friedlichen Residenz belebten und — außer den hier garnisonierenden schneidigen Jüngern des Mars — allein die schwärmerischen Blicke der Schönen auf sich zogen? Dem Maler hat der Kriegsgott statt Pinsel und Palette Säbel und Gewehr in die Hand gedrückt, der Musikschüler haucht, seines langen Künstlerboars beraubt, nun seine ganze Seele in ein Blech- oder Holzinstrument irgend einer Militärkapelle oder als Spielmann in das Signalthorn seines Zuges, und der junge Held und Liebhaber, der Abgott aller Mädchenpensionate und sonstigen Bäckfische, braucht sein herrliches Organ jetzt zu rauhen, kurzen Kommandoworten. Im übrigen ist er „Held und Liebhaber“ geblieben, und die anderen sind es geworden, denn es wird tüchtig zusammengelebbelt zum Abschied, und manches bis dahin aus allerhand praktischen Gründen und Widerständen noch schwankendes Herz findet jetzt, wo es sich um „Sein oder Nichtsein“ handelt, die Kraft des offenen Bekenntnisses und der Tat.

Ja, der Krieg! — In allen Lebenslagen schafft er Veränderung, aber auch Klarheit, und löst im Kleinen wie im Großen kleinliche Beweggründe und Besorgnisse in den Hintergrund treten! — Und überall herrscht fröhliche Stimmung und freundliche Auserkennung! Der trodene Humor der Weimaraner entläßt sich in Wägen und Scherzreden, die sich natürlich alle um den Krieg und unsere Feinde drehen und heraldisches Gelächter in den sich ergehenden oder stehenden schwahenden Gruppen erregen. Einen biederen Landsturmann vom Lande, der sich in den langen Friedenszeiten ein Nützlein angelegt hatte, das jetzt behäbig die Kiewer aufbauscht und und die Koppel in schräger Linie von hin-

ten aufwärts bis auf die Magenrube hinaufdrängt, hörte ich sagen: „Nu, wir werden uns doch unser schönes Volk nicht von so einem Saupack „zerdeppern“ lassen!“ So hört man neben dem Scherz und aus dem Scherz überall auch den bitteren Woll aus den Mägen unserer Krieger, den sie den gewissenlosen Friedensführern entgegenbringen! — „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Mit welchem Stolz Blicke Mütter und Töchter, Frauen, Bräute und Kinder auf die ihnen verwandten Männer, die des Kaisers Rock tragen. Hier ein Familienwäter, ein Landsturmann, an jeder Hand einen Jungen, dort ein junges Pärchen Arm in Arm, als wollten sie sich gar nicht mehr loslassen, dann junge Soldaten, in Gruppen einher-schleudernd, dazwischen Offiziere mit ihren Frauen, Schweftern vom Roten Kreuz, die es sehr eilig haben, Kinder und Greise, geschmückt mit Bändchen und Schleifen in den deutschen Farben, Krieger von 1870/71 im Schmuck des Eisernen Kreuzes — und alle diese Gruppen und Einzelwesen umschleicht und umhüllt ein feiner, bläulicher Dunst — ist es Herbstnebel? — O nein, er riecht herrlich nach Röhrbratwurstchen — und stammt aus dem Torweg eines betriebenen Schächters, dessen brozelnde, häufig mit Wasser besprengte Ware diesen „Weibrauch Weimars“ erzeugt. Und Jung und Alt, Hoch und Niedrig eilt, sich eine „Bratwurst“ zu erkriechen und wenigstens für den Augenblick des Rauens dämpft dies Weimarische Sondergericht alle moralischen Worte.

Ja, das alte, friedliche Weimar kann auch jetzt im Kriegstrübel noch so wie „sonst“. — Nun beginnt es zu dunkeln, die Wogenlampen in den Straßen werden entzündet und werfen ihr mondähnliches Licht auf die belebten Straßen und stillen Gassen und Gäßchen. Ich schleudere über den Markt, am alten Reputunbrunnen vorbei, durch die enge Gasse der Hauptwache zu, die dem großherzoglichen Residenzschloß gegenüber liegt. Still und vornehm steht es da, leider durch einen erst kürzlich vollendeten Querbau in seiner alten ansehnlichen Form gekürzt. Vom alten Turme schließt die Uhr eben sieben. Wie lange schon kündigt sie gute und böse, friedliche und kriegerische Stunden dem Volk und Fürstenthum und jetzt wieder der hohen Frau, der der Krieg den Vater und den Bruder raubte, und die ihr Geschick, gleich ihren vielen Schwestern aus dem Volke mit ruhiger Ergebenheit trägt, stolz auf den Deltentot der Äbrigen! Und nun nimmt uns der geheimnisvoll vom Mondlicht beleuchtete alte Park Carl Augusts auf, in welchem Goethe Räume, Felsen und Grotten mit dichterischen Worten den Nymphen und Waldnixen weihte. Am Ufer der leise murmelnden Elm schlendere ich entlang — welches Wispern und Flüstern aus allen Ecken, an der Ruine, am Tempelherrnhaus, am römischen Häuschen, im Stern und auf den anderen verschlungenen Pfaden unter den alten, prächtigen Bäumen. Ist Goethes Fabelwelt lebendig geworden — ein Sommernachtsput? Laß sie spuken diese Gespenster von Fleisch und Bein, wir wollen sie nicht hören in ihrem kurzen, vielleicht einzigen Traum.

Auf der Heerstraße von Oberweimar erschallt Trommel- und Pfeifenklang, von einem Marsch heimkehrende Jugendwehr ist's. Ich schließe mich ihr an, und wir marschieren über den alten Markt zurück in die Stadt. Stolz und stramm marschieren Deutschlands Zukunft, Jung und Alt winkt und ruft ihnen zu, den Jünglingen und Knaben, und ihr Tun erscheint jetzt auch den Äbrigern nicht mehr so ganz unnütz! Die Straßen sind leerer geworden, ich gehe in das Wirtshaus „Zum Sämann“, neben Goethes Palais, wo ich in früheren Jahren manchen Früh- und

manchen sehr ausgedehnten Abendschoppen getrunken habe im Kreise von Kunstgenossen und weimarischen biederen Bürgerleuten. Ich nehme „Deutschland“ zur Hand, eine der gelesesten weimarischen Zeitungen. Erste und zweite Seite Berichte und Besprechungen unserer herrlichen Siege, allerhand Kriegsneuigkeiten, ein wenig Lokales, einige „Eingelands“ von Unzufriedenen oder Utopisten und dann der Anzeigenteil, der beherrscht wird von allem, was für des Leibes Nothdurft und Nahrung, namentlich an Sonntagen, nötig ist. Da prangen sie, die alten Anzeigen, die ich zu gunsten meines Inurrenden Magens suche: „Heute Schlachtfest!“, „Heute Schlachten! — Emil Arien“ usw. in stattlicher Zahl. Ich entschlicke mich für den „Ratsteller“, allwo auch mehrere Vortragsblätter zur Erzeugung der hier so beliebten „Schweinefleisch mit Sauerkraut“ ihr Leben haben lassen müssen. Kein Platz mehr zu haben, herrliche Luft, geschwängert mit den Gerüchen von Sauerkraut, Meerrettig, Tabak und Bier; und in diesem Dunstkreis wieder zumeist Soldaten, noch einmal ihr Leibgericht essend, gewürzt mit gutem Ehringsdorfer oder Koburger und Pichthainer.

Die Schaufenster derjenigen Läden, die sonst auf allen möglichen und unmöglichen Dingen, auf Bleistiften und Briefbeschwerern, auf Notizbüchern und Federhaltern, auf Gummi und Tintentrocknern usw., die mehr oder weniger guten Bilder Goethes und Schillers zur Schau stellen, sind jetzt auch im „Kriegszustand“. Soldaten- und Schlachtenbilder, Landkarten, Fächchen und sonst noch allerlei kriegerisches Zeug herrschen und Goethe und Schiller, Herder und Wieland sind in den Schatten gestellt! — Ja, Ihr Großen des Geistes — Ihr seid hoffentlich nur auf kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt, aber zu Euerem eigenen Besten, denn, wenn Deutsche und Deutschthum untergingen, wie unsere Feinde pflanzen, wäret auch Ihr und Euer herrliches Werk verloren! Also wartet in Geduld, bis die Friedensglocken klingen und Ihr hoffentlich dann wieder, auch von der großen Menge, besser verstanden werdet, die bisher vielfach Detektivromane, sittenlose Machwerke nicht deutsch empfindender Dichtlinge Eueren hehren Schöpfungen vorzogen! — Auch hier wird der Krieg läutern, denn Mars regiert jetzt mit eiserner Faust und reinigt auch das Heiligthum deutscher, germanischer Kunst hoffentlich endgültig von allem Tand und Firtelsanz, von französischen Sitten, besser Unsitteitücken und den plumpen deutschen Nachahmungen derselben, von Kubismus, Futurismus, von Pariser Damenmode und englischer Dulligkeit der jungen „Deutschen“, von rohem englischem Sport, kurz von allem ausländischen und freigeistlichen Wesen, das uns Germanen gar nicht liegt und womit wir uns in der langen Friedenszeit nur gedankenlos grokium wollten!

Und diese Wiedergeburt muß aus den alten Kunststätten, nicht zuletzt aus Dir, Du altes Weimar, hervorgehen! Du mußt wieder ein Augenbrunnen werden, aus dem unser Volk sich gesund und satt trinken kann an Idealen, und gerade Du als alte deutsche Kunststadt mit Deiner großen Vergangenheit, an der Du heute noch zeichst, mußt zuerst brechen mit allem, was nicht „gut deutsch“ ist, und was germanischem Sinn, germanischer Denkwiese und Sitte widerspricht, und mußt allen diesen Auswüchsen und Irrtümern gegenüber, auch im tiefsten Frieden, im Kriegszustande bleiben, nur dann bist Du auch fernerhin würdig Deiner großen Ueberlieferungen, Deiner großen Vergangenheit!

Eine neue Idee
 Ist es gewesen, das Fahrrad mit dem erprobten und vielfach bewährten Dugelaufingelager mit Dauerschmierung auszuhalten. Fragen Sie den nächstwohnenden Händler nach Sturmvoegel Erzeugnisse, die nicht nur preiswert, sondern auch nubbringend sind. Moderne Fahrräder, hervorragende Nähmaschinen. Katalog mit vielen Neubeitungen gratis.
 G.B.L.14
 Wiederverkäufer gesucht. G.B.L.14
Deutsche Fahrradwerke Sturmvoegel
 Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 232.

Albrechts Wiesbadener Augenbalsam
 wirkt außerordentlich stärkend auf geschwächte und verweinte Augen und sehr wohltuend bei Augen-Entzündungen. Kerstlich empfohlen. Fl. 2/4 Mk., erhältlich in allen Apotheken. 197

Marcus Berlé & Cie.
 Gegründet 1829 Bankgeschäft Gegründet 1829
 commanditirt von der Deutschen Vereinsbank Frankfurt a. M. seit 1874
 Tel. 26 und 6518 Wilhelmstrasse 38
Vermögensverwaltung
Geldverkehr
Depots
 (offen und geschlossen)
Schrankfächer
 unter Mitverschluss der Mieter (in grossem neu erbautem Gewölbe).

Persil
 reinigt und desinfiziert
Krankenwäsche
Henkel's Bleich-Soda

Künstlerische Fahnen
VIÉTOR
 sche Kunstanstalt Wiesbaden
Damen- u. Kinder-Hüte
 in einfacher sauberer Ausführung und sowie aufgearbeitet, ebenso Trauer-Hüte und Trauer-Schleier. (sof. bei bill. Berechn.)
Wiebrich, Gasse 20, Partierre.
 Gekittet wird: Glas, Marmor, Kunstgegenstände aller Art. (Vorsetzen feuerfest im Wasser haltbar.) Eulsenlab 6 bei D. Uhlmann. 1705

RIDGWAYS engl. TEE
 in Original-Packung.
 General-Vertréteri **BERNH. WIESENGRUND**
 Weingrosshandlung Gegründet 1822
 Z. Schöne Aussicht, **FRANKFURT A. M.**
 Bitte Preisliste verlangen.

Kraft's Kurmildch.
 Die unterzeichnete Anstalt empfiehlt:
Kur- und Kindermilch, roh und sterilisiert.
Säuglingsmilch, trinkfertig, Prof. Heubner'sche Mischung.
Kur-Sahne, Dr. Axelrod's Yoghurt.
 Gleichzeitg macht sie bekannt, dass ihr Viehbestand durch den Depart.-Tierarzt, Herrn Geh. Rat Dr. Peters, gesund befunden ist.
D. Kraft's Milchuranstalt
 Telephon 659. WIESBADEN. Dotzh. Str. 107.
 Unter Kontrolle des Vereins der Aerzte Wiesbadens. Lieferant der Städtischen Säuglingsküche.

Bekanntmachung.
 Es ist zu meiner Kenntnis gelangt,
 1. das die „Annahmestelle des Roten Kreuzes von Wiesbaden für die Truppen“ (Frankfurt a. M., Theaterplatz 14) Damen gestattet hat, die Transporte für Liebesgaben zu beauftragen oder selbst hinauszufahren.
 Ich verbiete dieses auf das Strengste und bestimme, das Zuwiderhandlungen das sofortige Zurückziehen der Fahrausweisarten und Festhalten der Kraftwagen bei der nächsten Etappe zur Folge hat.
 2. Das die Annahmestelle Fahrausweise für einen Wagen mit Liebesgaben an vier mitfahrende Personen (darunter eine Dame) genehmigt hat.
 Es liegt auf der Hand, das bei Verletzung „eines“ Kraftwagens durch vier Personen die herauszubefördernde Liebesgabe nur verschwindend gering sein und den Verdacht aufkommen läßt, das die Ueberbringung von Liebesgaben hierbei nur den Neben Zweck bildet.
 Ich verbiete daher, das in Liebesgaben-Kraftwagen mehr als zwei Personen — (Fahrer und Begleiter) — fahren.
 Frankfurt a. M., den 3. Oktober 1914.
 18. Armeeoberst, Stellvertretendes Generalkommando.
 630 Der Kommandierende General, 630
 630
Bekanntmachung.
 Auf Anordnung des Generalstabes dürfen in den Familienanzeigen von jetzt ab außer den Truppenteilen und Verbänden, die bereits im Frieden bestanden, nur diejenigen Landwehrs, Reserve- und Ersatzformationen genannt werden, die dieselbe Nummer tragen wie die Friedensverbände.
 643 Gassel, den 11. Oktober 1914.
 Der Oberpräsident, J. S. des. D. v. S.
Bekanntmachung.
 Unter Bezugnahme auf die Polizei-Verordnung vom 21. Februar 1911, betreffend Anordnung für Ziegenböden, werden die Besitzer von Ziegenböden hiermit aufgefordert, Anträge auf Anforung ihrer Böden bis zum 31. ds. Mts. bei mir einzureichen.
 Wiesbaden, den 13. Oktober 1914.
 644 Der Polizeipräsident: von S. e. d.

Durch den fast vollständigen

Ausfall der Fremden-Saison

ist mein Lager mit den besten und elegantesten Artikeln überfüllt. Ich sehe mich daher gezwungen, mein Gesamt-Lager der heutigen Zeit entsprechend derart im Preise herabzusetzen, dass mir auf diese Weise eine Verwertung möglich ist.

Der Verkauf beginnt zu den an jedem Stück vermerkten Preisen

Montag, den 19. er.

Zum Verkauf gelangen **hochelegante**

**Winter-Mäntel – Jackenkleider – Blusen
Nachmittags- und Theaterkleider.**

J. Bacharach.

Ein

**Sonder-
Angebot**

Neue Winter-Mäntel 22, 30-48 Mk.

Schöne Formen, ruhige Farben, warme Stoffe.

Das Geschäft ist während dieser Verkaufstage von 8 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens bis 7 $\frac{1}{2}$ Uhr abends geöffnet.



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 5.

Wiesbaden, den 18. Oktober 1914.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Deutsche Vaterlandsliebe“, von Paul Ernst. — „Die Jagd in Nassau“, von Karl Schüt. — „Ihre Flucht“, Erzählung von Emil Marriot. — „Der Bankier der Welt“, von E. Fritz Opf. — „Das Maschinengewehr und seine Geschichte“, von Franz Wichmann. — „Keine Helden“, eine wahre Geschichte von A. Fahr. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Lustige Erde“.

Zum Geleite:

Das Edllichste für einen freien Mann,
Der Erde Himmel, ist das Vaterland:
Den Sklavenseelen nur ist das Gefühl,
Das Heiligste der bessern Seelen, fremd.

S e u m e.

Deutsche Vaterlandsliebe.

Von Dr. Paul Ernst.

Von den verschiedenen Nationen hat jede ihr besonderes Vaterlandsgefühl. Bei den Engländern bedeutet es die Selbstverständlichkeit der Herrschaft über das Meer und die damit zusammenhängende Ausnutzung der ganzen Welt für ihre Interessen. Bei den Franzosen ist es eine Liebe, die keinen anderen Grund hat, als die angenommene Bewunderung aller anderen Völker für Frankreich, also eine ganz naive Eitelkeit. Man soll dabei aber nicht vergessen, daß auch diese Eitelkeit, wenn sie sich auf ideale Dinge wendet, Wirkungen höherer Art kommen können, die dann freilich von anderen Völkern leicht überschätzt werden. Bei den Russen ist ein Gefühl für die grenzenlose Weite ihres Landes die Grundstimmung; hieraus genießen sie eine eigentümliche Sicherheit für ihr Land, trotz aller melancholischen Passivität, mit der dieses Gefühl auftreten mag. Die Italiener denken immer an die einstige Weltherrschaft Roms, an die Weltherrschaft des Papsttums, und, so phantastisch es uns erscheinen muß, träumen beständig von einem dritten Weltreich. Die Nordamerikaner haben ein den Russen verwandtes Gefühl, nur daß es aktiv und optimistisch ist, sie hoffen auf eine unerhörte Kraftentfaltung ihres Landes in der Zukunft.

Was ist nun die deutsche Vaterlandsliebe diesen verschiedenartigen Gefühlen gegenüber?

In Friedenszeiten kann man oft zweifeln, ob die Deutschen überhaupt eine starke Vaterlandsliebe haben. Kein anderes Volk gibt im Ausland so bereitwillig seine Nationalität auf, erkennt bei sich so bereitwillig die Vorzüge anderer Nationen an, ist sich selber gegenüber so kritisch. Oft genug ist es hervorgehoben, daß diese Eigenschaften geradezu Schwächen sein können und sicherlich oft genug zur Schwächung der nationalen Kraft führen. Jeden-

falls ruht ihre Vaterlandsliebe nicht auf Eitelkeit, nicht auf Hochschätzung materieller Umstände, nicht auf Herrschsucht und nicht auf Ausbeutungsinstinkt; kurz, nicht auf egoistischen Beweggründen irgendwelcher Art. Was kann es aber sein, was Menschen zu einer großen Gemeinschaft verbindet, wenn es nicht ein, wenn auch noch so feiner Egoismus ist?

Wir sind bei den anderen Völkern unbeliebt. Es gibt wohl keine Nation, welche die Deutschen nicht achtete oder auch fürchtete; lieben aber tut sie keine einzige. Ich habe oft Angehörige anderer Nationen, mit denen ich in so nahe Beziehungen kam, daß ich so heikle Fragen stellen konnte, nach den Gründen gefragt und überall die gleiche Antwort gehört: wir stoßen die anderen durch unser sittliches Selbstbewußtsein vor den Kopf, das ihnen als unerträglicher Hochmut (Russen) und als barbarische Anerkennung (Franzosen) oder als Spießertum (Engländer) erscheint.

In diesem gegenwärtigen Krieg nun hat sich unser Vaterlandsgefühl so außerordentlich gezeigt, daß die unparteiischen, selbst manche von den parteiischen ausländischen Beobachtern nur in Ausdrücken der allerhöchsten Achtung davon sprechen konnten. Jetzt zeigte sich aber auch klar, was die Vaterlandsliebe der Deutschen ist: das Gefühl der Pflicht gegenüber einer Gesamtheit, die für sich selber und mit ihren Zielen als sittlich empfunden wird.

Wir sollten uns das klar machen, es war noch nie eine so günstige Gelegenheit, uns das klar zu machen. Noch immer sind allerhand romantische Vorstellungen von Rasse, Abstammung, Kampf gegen das sogenannte Slaventum vorhanden und es werden sogar künstliche Beweise aufgebaut, daß die Engländer heute Kelten seien, weil sie gegen uns sind, und die Amerikaner Teutonen, weil sie angeblich für

uns sind. In unserem Volk ist nichts von Gefühlen solcher Art vorhanden; wenn unsere Soldaten ihre Gefühle unbeeinträchtigt durch fremde Gedanken äußern könnten, so würden sie sagen: Wir sind im Recht, deshalb kämpfen wir redlich, deshalb siegen wir auch; die anderen sind im Unrecht, deshalb kämpfen sie unredlich, deshalb werden sie auch besiegt. Hier, in diesem durch unsere ganze Nation gehenden Gefühl liegt der Grund, weshalb wir nie einen Angriffskrieg machen dürften. Die Engländer haben ein Sprichwort: Recht oder unrecht — es gilt mein Vaterland. Ein solches Wort wäre bei uns unmöglich. Jedem von uns würde das Recht höher stehen wie das Vaterland, wenn überhaupt ein solcher Konflikt denkbar wäre; aber er ist bei der Ehrlichkeit unserer Nation nicht denkbar.

Zum Unterschied von dem Vaterlandsgefühl der anderen großen Nationen ist also das deutsche Vaterlandsgefühl ein sittliches Gefühl.

Daher kommt auch die merkwürdige und selbstverständliche Aeußerung dieses Gefühls. Unsere Soldaten gehen nicht widerwillig in den Krieg wie die Russen, nicht in einem Rausche von oft gewiß echter, nicht selten aber auch komödiantischer Tapferkeit, wie die Franzosen, sondern sie gehen pflichtgemäß und ruhig, wie ein jeder an sein Tagewerk gehen würde. Jede Erregung erzeugt Rückschläge der Verzeiwung, in welcher der Mensch Dinge tut, die er sonst nicht tun würde. Die Franzosen sind ein Volk, das Ehre hat; dennoch begehen sie, seitdem ihnen ihre Niederlagen zum Bewußtsein kommen, die Schändlichkeit, Dum-Dum-Geschosse zu verwenden. Bei den Deutschen wäre dies immer ausgeschlossen, denn die Pflicht hält auch im Unglück den Menschen immer auf seiner sittlichen Höhe.

Mit diesem sittlichen Bewußtsein der Deutschen hängt auch das Staatsgefühl zusammen, das von ihrem Vaterlandsgefühl untrennbar ist, so, daß oft genug eines als das andere erscheint. Man kann sagen, daß keine andere Nation dieses Staatsgefühl besitzt, und unser Staatsgefühl ist für die anderen deshalb so schwer zu verstehen, ja, es ist ihnen vielleicht ganz unverständlich. Man kann deutlich sehen, wie das Staatsgefühl der Deutschen sich zuerst in Preußen entwickelt hat und von da auf die andern Staaten übergegangen ist. In Preußen hat für diese Entwicklung das Königtum sehr viel getan, vor allem Männer wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, in denen das Volk die höchste Ausprägung seiner eigenen Sittlichkeit empfinden konnte. Als Friedrich sagte: „Ich bin nur der erste Diener meines Staates“, da wußte jeder im Volke: das ist wahr, und jeder im Volk empfand auch den König so. Im Lauf der Entwicklung von der absoluten Monarchie bis zum modernen Staat hat sich auch dieses Gefühl weitergebildet: wir wissen und fühlen alle, daß Kaiser, König, Fürsten, Minister, alle Beamten bis zum letzten hinunter Diener des Staates sind, und es beginnt sich, zum Teil auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht, das Gefühl zu entwickeln, daß auch die Privaten es sind. Unsere deutsche Sozialdemokratie in ihrem prinzipiellen Unterschied von den Arbeiterparteien anderer Länder ist aus diesem Gefühl auch zu verstehen.

So kommt es, daß in gewöhnlichen Zeiten für uns Deutsche Staat und Volk sich zum großen Teil, und in Zeiten wie heute sich völlig deckt. Es wurde bekannt, daß die französischen Eisenbahngestellten erklärt haben: die Mobilisierung mache ihnen viel mehr Arbeit, sie müßten dafür entsprechend bezahlt werden. Ein solcher Gedanke wäre bei unseren Eisenbahnbeamten doch unmöglich, selbst dann, wenn wir, wie die Franzosen, im wesentlichen Privatbahnen hätten. Hier liegt der Grund für das Impoverierende und Gewaltige, das diese Zeit für uns Deutsche hat.

Und wie in dieser Kriegszeit unser Vaterlandsgefühl eigentlich zum erstenmal deutlich greifbar erscheint, das in gewöhnlichen Zeiten versteckt ist, hat es auch eine unerwartete Folge gehabt: eine allgemeine Brüderlichkeit in der ganzen Nation.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dies Gefühl der Brüderlichkeit — der einzig sittliche Begriff aus dem Dreieck der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der denn

durch Freiheit und Gleichheit auch regelmäßig zu kurz kommt, — sich auch nach dem Krieg hielte. Aber auch wenn das nicht der Fall sein sollte: daß der Krieg der Welt eine ihr bis dahin unbekannt Art von Vaterlandsliebe gezeigt hat, das ist schon eine große Tat. Keine sittliche Idee, die einmal verwirklicht worden war, kann wieder untergehen. Die Deutschen haben der Welt in diesen Wochen ein Ideal gezeigt, das fortleben und Gutes wirken wird für die gesamte Menschheit. Wenn dieser furchtbare Krieg nur dies eine gebracht hätte, dann wäre er vor dem höchsten Richtersstuhl schon gerechtfertigt.



Die Jagd in Nassau.

Von Karl Schüb.

Nassau war schon in alter Zeit ein wildreiches Land. Vom Grafen Johann von Nassau-Siegen wird erzählt, daß er im Jahre 1612 nicht weniger als 99 Wölfe erlegte. Noch heute erinnert der „Wolvenbag“ an der Hohen Kanzel an dieses heute glücklicherweise in Nassau ausgestorbene Wild.

Von dem ehemals recht reichlichen Schwarzwildbestand hat Nassau nur noch wenig aufzuweisen. Und dennoch hatte der Landesherr einst Ordre gegeben, die Schwarzkitzel zu schonen und zu hegen. Verschiedene Namen weisen noch darauf hin, daß es namentlich im Taunus verschiedene Plätze gab, wo Wildschweine häufig waren. Die „Saubrüde“ zwischen Nieder- auroff und Wallrabenstein, westlich von Idstein, der „Saubwäsen“ bei Engenhahn und verschiedene andere Bezeichnungen sind hierfür deutliche Belege, ganz abgesehen von den Jagdtrophäen, die sich auf der Platte befinden. Dieses auf einem 500 Meter hohen Bergwald gelegene Jagdschloß war einst der Lieblingsaufenthalt der nassauischen Landesfürsten, zumal des letzten Fürsten Adolf. Wie oft durchstreifte dieser leidenschaftliche Nimrod die Jagdgebete rings um Wiesbaden. Ihm ist es zu danken, daß wir noch heute so herrliche Vorkbestände im Taunus haben. Freilich würde die Wildpflege so weit getrieben, daß das Wild den Fluren gefährlich wurde. Um die abends rüdelweise aus dem Walde anstreichenden Hirsche und Rehe von den Feldern zu verschrecken, mußten besondere Wildhüter angestellt werden, welche durch große Feuer und Lärmen die ungetretenen Gänge zu verschrecken suchten.

Im Wildpark zu Weilburg hatten die nassauischen Fürsten große Wildhegen eingerichtet. Jagdhäuser und Jagdschlösschen waren im ganzen Bergland verteilt. In Schloßborn stand einst eine Burg, wo die Eppsteiner frohe Jagdfeste veranstalteten. Im östlichen Taunus, in den gewaltigen Wäldern an der Caversburg, trifft der Wanderer, tief in den Hainen versteckt, romantische Jagdschlösschen und Wildblauseln weisen darauf hin, daß hier das Paradies der Jäger ist. Wie oft hallte in alter Zeit das Hallel durch diese Wälder. Die alten Grafen und Fürsten der nassauischen Quodessfürstentümer lieferten Stoff für manch originelles Jagdhistorchen, die noch heute bekannt sind. Der alte Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg war wohl der passionierteste Jäger, den das damalige Jagdgebiet besaß. Er ging zur Jagd, nie fuhr er oder ritt er. Die Forstverwaltung hatte mit ihm einen schweren Stand, wenn er die Bewirtschaftungspläne genehmigen sollte, denn er hing mit rührender Liebe an seinen Bergwäldern und haßte die Holzschlämmen, „da er diese alten Bäume schon als sechsjähriger Knabe gekannt hatte“. Auf der Jagd war der alte Förster Konrad Gehner sein steter Jagdgenosse. Dieser war ein nassauischer Jäger von echtem Schrot und Korn und mit seinem Herrn sprach er „frei von der Leber weg“. Einst soll sich folgender Dialog zwischen Fürst und Förster entsponnen haben:

Der Fürst: „Kunerod, wo gehn mer denn heut' hin zu jage?“

Der Förster: „Ei, ich dent, Durchlaucht, mer gehn emol in de schwarze Bruch.“

Der Fürst: „Es ist recht, Kunerod.“

Und schweigend gingen beide nach dem schwarzen Bruch. Dort angekommen, sah sich der Fürst um:

„Kunerod, wo soll ich mich dann hinstelle?“

„Stelle sich Durchlaucht dort unten hin.“

„Und du?“

„Ei, ich stell' mich do hinuff.“

„So? Dort hinuff? Dort wern die Herich euch herauswecheln.“ verlebte der mißtrauische Landesherr.

„Ei, wenn ich so e dumme Geschwätz hör — ei stelle Sie sich dann hinuff,“ antwortete treuherzig der „Runerod“.

Und noch ein anderes Geschichtchen erzählt man sich von den beiden Runeroden. Sie stiegen zur Firsch in den Bergwald auf den „Herzberg“ hinter der Saalburg hinauf. „Runerod“ bezog als Gehalt 100 Gulden und das Recht, eine Rehgaais zu schießen. Auf dem Wege zur Firsch hielt nun der Förster plötzlich an und ängste auf eine Rehgaais. Als der Landarar erstaunt fragte, schnauzte ihn der „Runerod“ an: „Ich kann mit de hundert Gille nit herumkomme, ich muß da vorne de Rehgaais schieße!“

Auch Herzog Wilhelm von Nassau war ein Runerod, von welchem noch heute allerlei Geschichten erzählt werden. Er hat übrigens im Jahre 1822 in den Wäldern bei Idstein einen Wolf erlegt, dessen Schädel später zu einem Rasierbecken umgearbeitet wurde und noch heute in der Sammlung der Jagdstücke auf dem Jagdschloß Platte zu sehen ist. Ein weidmännisches Kuriosum ist ferner auch die Tatsache, daß noch im Jahre 1841 in den nassauischen Bergwäldern ein Wolf erlegt wurde. In einem Schriftstück bezeugt der Waldhüter von Brandobersdorf folgendes: „Ich, Konrad Schmidt, Forstwärter in Haffelhorn, habe am 23. Januar 1841 einen Wolf im Distrikt Kesselbeck geschossen. Er war stark ausgehungert und wog 73 Pfund und maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 5 Fuß und 4 Zoll. Von der Staatsregierung in Wiesbaden wurden mir 15 Gulden Schutzgeld bewilligt, die ich der Schützengesellschaft zur Verfügung stellte.“

Nach der Aussage vieler Jäger dürfte dies damals wahrscheinlich der letzte Negrim gewesen sein, der die Taunuswälder unsicher machte.



Jhre Flucht.

Erzählung von Emil Marriot.

Er, der Gatte, ist soeben wortlos weggegangen. Sie, die Gattin, hat ihm noch tausend Dinge sagen wollen und war gerade im besten Zuge, als er sich aus der Tür drückte und, ohne nach hinten zu schauen, die Wohnung verließ. Die Gattin sieht mit offenem Munde da und lauscht.

„Es kann nicht sein. Er kehrt wohl wieder um. Schon auf der Treppe oder spätestens am Tor kehrt er wieder um. Es ist ja nicht möglich, daß ein Mensch so mir nichts, dir nichts davonläuft, wenn ein anderer Mensch zu ihm spricht. Das wäre ja eine Ungelegenheit sondergleichen und so etwas gibt es einfach nicht. Nicht einmal unter Eheleuten, obschon uns die Männer an allerhand gewöhnen. Doch alles hat seine Grenzen; sogar für einen Ehemann. Er wird gleich wieder da sein. Unbedingt.“

So denkt und so beruhigt sich die Gattin und tritt ans Fenster und blickt hinab auf die Straße.

Unerhört! Da unten geht er. Denkt nicht an reuige Umkehr, sondern entfernt sich mit hochgezogenen Schultern und hastigen kleinen Schritten weiter und weiter. „Wie ein Verbrecher!“ sagt sie sich voll Erbitterung und starrt ihm nach. „Die machen auch so einen krummen Rücken und so dumme kleine Schritte, wenn sie von einem Ort, wo sie eine Missetat verübt haben, Reißaus nehmen.“ Sie hat zwar noch keinen Verbrecher Reißaus nehmen sehen, aber sie stellt sich die Sache so vor. Uebrigens ist der Mann, der soeben von ihr floh, entschieden ein Verbrecher. Eine Frau systematisch und mit raffinierter Grausamkeit zu Tode martern, ist ja wohl auch ein Verbrechen. Oder etwa nicht? Sie kann sich also ohne Mühe vorstellen, wie ein solcher Bösewicht aussieht! Sie hat dies Exempel ja täglich vor Augen!

Erschöpft setzt sie sich aufs Sofa und bemüht sich, ihre flackernden Gedanken zu sammeln.

Was war denn eigentlich wieder? Warum sind sie nur so hart aneinandergeraten? Und — Hauptsache! — wer hat diesmal angefangen?

Natürlich er. Nicht mit Worten. So dumm ist er nicht. Er weiß es immer so einzurichten, daß auf seiner Seite das Recht und auf ihrer Seite alles Unrecht ist. Man kann ihm nichts beweisen, denn er hat ja nichts gesagt! Wenigstens nichts Kränkendes. Ist ruhig geblieben, hat

die Stimme nicht erhoben, hat sie gelassen angehört, ihr gelassen Antwort gegeben und ist am Ende verstummt und — weggegangen. Und dann, wenn er nach stundenlanger Abwesenheit heimkehren wird, wird er tun, als wenn nicht das Geringsste geschehen wäre. Und wenn sie sich einsallen lassen wird, ihn darüber zur Rede zu stellen und ihm Vorwürfe zu machen wegen seines Fortlaufens, wird er eine Unschuldsmiene aufsetzen und mit gut gespielter Verwunderung fragen: „Ja, warst du denn noch nicht zu Ende? Es schien mir so. Und was willst du denn? Ich hab' dir doch kein böses Wort gegeben! Kein einziges. Und um diese Stunde gehe ich ja immer ins Kaffeehaus zu meiner Tarodpartie. Ich kann die Herren doch nicht warten lassen! Und überhaupt: ich habe alles längst wieder vergessen und trage dir nichts nach.“

So wird er sprechen. So spricht er ja immer. Und sie wird vor ihm stehen wie auf den Mund geschlagen.

„Aber das ist's ja eben!“ ruft sie jetzt ganz laut, als wenn er sie bis ins Kaffeehaus hören könnte. Zornig, zornig möchte sie ihn sehen, erbittert, wie sie selbst es war, möchte heftige Worte hören, einen stürmischen Austritt erleben, möchte die Genugtuung haben, daß auch er sich ärgern, die Fassung verlieren, toben und wüten kann wie sie. Zu zweien erträgt sich alles viel leichter. Aber diese durch nichts zu erschütternde widerwärtige Gelassenheit, diese empörende Ueberlegenheit, dieses verletzende: „Ich habe alles längst wieder vergessen“ —, das waren Dinge, die sie nicht mehr ertragen konnte.

„Ich kann's nicht mehr ertragen!“ sagt sie wieder sehr laut. „Hörst du?“

Das Dienstmädchen erscheint im Rahmen der Tür und fragt ein bißchen erschrocken: „Haben gnädige Frau gerufen?“

Sie schämt sich vor der Magd und sagt in aller Eile ja. Und dann noch eiliger, was es mit dem Abendessen sei, ob der Herr beim Weggehen erwähnt habe, wann er nach Hause kommen würde.

„Garnicht kommen wird er, hat er gesagt,“ antwortet die Magd, die an solche Szenen gewöhnt ist und sich längst nicht mehr wundert, wenn der Herr solche kleine Bottschaften an seine Frau durch sie bestellen läßt, anstatt es der Frau selbst zu sagen. „Er geht mit den Herren vom Kaffeehaus ins Gasthaus. Wir sollen nicht auf ihn warten.“

„Es ist gut, Mina,“ stammelt die Gattin tonlos. „Ich werde auch ausgehen. Zu meiner Mutter will ich gehen. Sie können mir meinen Handkoffer vom Boden herunterholen.“

„Den Handkoffer?“ fragt die Magd aufs höchste erstaunt. „Die gnädige Frau wollen zur Frau Mama den Handkoffer mitnehmen?“

„Ja.“ Erbittert wird's herausgestoßen, dieses Ja. „Und die Handtasche ebenfalls.“

„Gnädige Frau verreisen?“

„Ja. Gehen Sie, gehen Sie. Ich muß mich beeilen.“ Die Magd entfernt sich kopfschüttelnd. „Mir scheint, die ist überg'schnappt!“ denkt sie, während sie nach dem Bodenschlüssel sucht.

Die Gattin atmet tief auf. Das war das Letzte! Er geht vom Kaffeehaus ins Wirtshaus! Kein Bedürfnis, sie zu versöhnen, Frieden zu schließen mit ihr. Eine ungetriebte gute Laune, eine ganz lasterhafte Vergnügungssucht, die von einer Lustbarkeit zur andern taumelt. Aber er wird sich wundern! Er wird sich wundern!

„Komme nur um Mitternacht oder meinethalben erst, wenn der Morgen graut, nach Hause!“ denkt sie. „Tritt mit deiner perfiden Unschuldsmiene, als wenn nichts geschehen wäre, an mein Bett: Du kannst mich lang suchen! Dann werden dir Ueberlegenheit und Ruhe endlich doch vergehen!“

Er wird erschrecken, wenn er sie nicht daheim findet. Ganz gewiß! Und dann wird er sie suchen. Aber wohin soll sie eigentlich fliehen? Wirklich zur Mutter? Sie überlegt. Ist es ratsam, eine Dritte einzuweihen? Doch wohin soll sie sonst? In ein Hotel? Oder ganz fort von Wien? Das ist ihr ein bißchen unheimlich. Lieber noch zur Mutter. Man braucht ihr ja nicht die volle Wahrheit zu sagen.

„Mein Mann hat unerwartet eine kleine Dienstreise machen müssen und ich fühle mich nicht recht wohl, Mama. Möchte deshalb lieber bei dir schlafen.“ Klingt das nicht ganz wahrscheinlich? Doch man schleppt keinen Handkoffer mit, wenn man wo bloß über Nacht bleiben will. Sie muß anders sprechen, um nicht aufzufallen: „Ich bleibe bei dir, Mama, bis er von seiner Reise zurück ist.“ So ist's in Ordnung. Die Mutter wird sich sogar freuen über das unerwartete Zusammenhausein mit der Tochter.

Also, was einpacken? Sie legt verschiedene Kleinigkeiten beiseite: ihre Zahnbürste, ein Fläschchen Odol, Nachtwäsche, Kämmе, eine Brennschere. „Wenn ich etwas vergesse, hat es nichts auf sich. Ich finde ja alles bei Mama.“ Die Hauptsache ist, daß er an eine wirkliche, ernsthaft gemeinte Flucht glaubt. Darum muß auch der Koffer mit. Und sie muß sich wie zu einer Reise ankleiden. Dann wird die Magd ihm berichten können: „Ja, die gnädige Frau ist gestern abend fort. In ihrem grauen Reiseanzug. Und mit Koffer und Handtasche. Ich habe einen Wagen holen müssen. Nach welchem Bahnhofe sie sich hat fahren lassen, weiß ich nicht. Sie hat's dem Kutscher so leise gesagt, daß ich's nicht habe hören können. . . . Sie hat zwar behauptet, daß sie zur Frau Mama will. Aber das glaube ich nicht. Sie hat ja noch niemals bei der Frau Mama übernachtet. Und wozu dann der Koffer?“

Ja, der Koffer war ausschlaggebend. Der muß mit. Er muß hören, daß sie den Koffer mitgenommen hat.

Die Magd schleppt Koffer und Handtasche ins Zimmer und fragt, ob sie der gnädigen Frau beim Einpacken behilflich sein soll.

„Nein, nein. Gehen Sie nur in die Küche, zu Ihrer Arbeit. Ich brauche Sie nicht.“

Und sie fängt, als die Magd wieder draußen ist, zu packen an.

Die Hauptsache ist: viel Unordnung machen. Alle Läden herausgezogen, alle Schranktüren offen. So sieht es bei einer Flucht aus, die Hals über Kopf erfolgt ist. Und überall, auf den Stühlen, den Tischen und dem Fußboden, liegt irgendein Gegenstand, den man in der Eile und Verwirrung verstreut, vergessen, achtlos hingeworfen hat. . . .

Mit glühenden Wangen stopft sie den Koffer voll und übergewollt. Kniет dann auf ihn, da er sich nicht schließen lassen will, und quält ihn und sich selbst, bis er endlich ächzend nachgibt und das Schloß zuklappt. Dann macht sie sich über die Reisetasche her.

„Er wird entsezt sein,“ denkt sie während der mühsamen und aufregenden Arbeit, „denn daran hat er wohl nicht gedacht. Er bildet sich ja ein, daß ich an ihm hänge, nicht von ihm lassen kann. . . .“

Sie lacht bitter auf. Damit hat er leider recht. Sie hängt an ihm. Aber mißhandeln läßt sie sich nicht. Mein Gott! Sie will nicht ungerecht sein. Geradezu mißhandelt hat er sie ja niemals. . . . Aber diese entsezliche Ruhe und dieses Sichausgeschweigen! Und das Fortlaufen.

Freilich: Sie hört aber auch nicht auf. Immer muß sie das letzte Wort haben. So war's auch heute. Ueber Kleinigkeiten kommt sie aus Rand und Band. Was war denn nur heute der Anlaß zum Zanк? Sie weiß es wahrhaftig nicht mehr. Sie weiß nur noch, daß seine Ruhe sie empört hat.

Und diese Ruhe ist manchmal wieder recht angenehm. Sie verliert über alles gleich den Kopf, ist gleich verwirrt, weiß nicht aus und nicht ein, schlägt um sich wie ein Ertrinkender. Und er bleibt in allen Lebenslagen gelassen, hilft, ordnet, beruhigt sie. Wenn sie sich irgendwie nicht zu helfen weiß, läuft sie doch immer zu ihm. . . . Allerhand fällt ihr ein, während sie die Reisetasche vollpackt. Erste Stunden. Wo sie eine Stütze gebraucht hat. Und da war er immer zur Stelle, immer voll Teilnahme, stets bereit, zu raten, zu schlichten zu helfen. Da freilich hat ihr seine Ruhe wohlgetan.

Gänzlich verwirrt nimmt sie sich beim Kopf: „Ja, was will ich denn eigentlich? Was ist mir denn nicht recht an ihm? Daß er fortgelaufen ist und am Abend nicht nach Hause kommen will. Du guter Gott! Er ist eben müde vom Bureau und will daheim Ruhe haben. Und ich zanke

und schreie und höre nicht auf! Namentlich das: Ich höre nicht auf! Da läufst er schließlich davon. . . . Worüber wundere ich mich denn?“

Aber die Lektion soll er doch bekommen. Nur einmal. Damit er Angst kriegt. Einmal schadet nicht. Sie will ein bißchen Aufregung von seiner Seite, Sorge um sie, gründliche Aussprache und schließlich — Versöhnung. Er soll sie vermissen, suchen, sich ängstigen und sie zurückholen. Das war er ihr schuldig. Darauf besteht sie.

Mit dem Packen ist sie fertig. Jetzt heißt es Toilette machen für die Flucht. Sie sucht im Schrank nach dem grauen Kleide, findet es, nimmt es aus dem Schrank und läßt es plötzlich fallen.

Ein entsezlicher Gedanke ist ihr gekommen.

Und wenn es anders endet, als sie wünscht und hofft? Wenn er sie nicht sucht, nicht zurückholt? Wenn er zum Beispiel sagt: „Du hast mich verlassen wollen. Gut. Bleib' dabei. Ich mag dich auch nicht mehr.“ Was dann?

Und möglich ist es, daß er die Sache so auffaßt. Er scherzt nicht mit solchen Dingen. Ja, es ist beinahe sicher, daß es so ausgehen wird.

Der Schreck ist ihr in die Glieder gefahren. Sie ist ganz blaß geworden und muß sich setzen. Doch sogleich peitscht die Angst sie wieder auf und sie stürzt zum Koffer hin, wühlt alles wieder heraus, stülpt auf ihrem Bette die Handtasche um und schüttet den Inhalt aus auf das Bett, schließt die Schränke, stößt die Läden zurück, trägt jeden eingepackten Gegenstand an seinen gewohnten Platz und weint fast vor Aufregung, weil es so langsam geht und alles im Zimmer noch so unordentlich, so fluchtartig aussieht. . . .

„Gott sei Dank, daß er nicht zum Abendessen nach Hause kommt! Sonst wäre er jetzt schon da, und ich bin noch lange nicht fertig. Bis er kommt, ist alles, wie es war. Den Koffer und die Tasche verstecken wir in der Küche, weil wir sie heute nicht mehr nach dem Boden bringen dürfen, weil's die Hausmeisterin am Abend bei der Dunkelheit nicht erlaubt. . . . Die Küche betritt er nie. Da sind sie sicher vor Entdeckung. Und wenn er nach Hause kommt, will ich schon im Bett liegen und ihn ganz ruhig, ganz freundlich empfangen. Der wird sich wundern! Denn das ist dem Armen, weiß Gott, schon seit Jahren nicht passiert. . . .“



Der „Bankier der Welt“.

Von E. Frits Dvel.

Das „arme“ Deutschland hat in wenigen Tagen fast vier-einhalb Milliarden aufgebracht, und das „reiche“ Frankreich muß sich, nachdem es die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgelehnt haben, ihm 500 Millionen zu borgen, schließlich an seine britischen Freunde wenden, die ihm ganze 50 Millionen Frank leihen. Wie reimt sich das zusammen? Das Vermögen eines Volkes läßt sich natürlich nur schätzungsweise angeben, und so schwanken auch die Angaben über den Reichtum Frankreichs: immerhin bewegen sich die neueren Ergebnisse zwischen 240 und 300 Milliarden Frank. Direktor Helfferich von der Deutschen Bank hat in einer vor einigen Jahren veröffentlichten Untersuchung 287 Milliarden als genaue Ziffer angegeben. Das Nationalvermögen des Deutschen Reiches dürfte, um diesen naheliegenden Vergleich heranzuziehen, etwa ebenso groß sein. Die landläufige Anschauung von dem „armen“ Deutschland und dem „reichen“ Frankreich trifft also heute nicht mehr zu, vielmehr ist die Anlage des Nationalvermögens und dessen „kriegsgerishe Schlagfertigkeit“ so verschieden geartet, daß man unter den gegenwärtigen Umständen Frankreich eher als das ärmere Land bezeichnen könnte.

Der französische Gelehrte Paul Doumer, der als Finanzminister einen Einblick in das wirtschaftliche Getriebe seines Landes erhalten hat, schätzt Frankreichs Volksvermögen auf 266 Milliarden und hält damit die Mitte der durch neuere Untersuchungen gezeitigten Ergebnisse. Von dieser Summe sind 33 Milliarden Staatsbesitz, sodas das französische Volk über ein Privatvermögen von 230 Milliarden verfügt. Ueber die Hälfte

davon, nämlich 127 Milliarden, entfallen auf die Besitzungen an Grund und Boden und den darauf befindlichen Baulichkeiten; 78 Milliarden sind in Staatsanleihen, vor allem französischer Rente, in ausländischen Anleihen und sonstigen Papieren angelegt, und der Rest von 16 Milliarden entfällt auf die Spar- und Genossenschaftskassen, die Bankguthaben, den beweglichen Besitz, sowie auf das $3\frac{1}{2}$ Milliarden veranschlagte im Umlauf befindliche Bargeld. Das eigentlich werbende und ausbringende Kapital dieses Privatvermögens Frankreichs ist der in dem ersten Posten von 127 Milliarden enthaltene und von Doumer auf $64\frac{1}{2}$ Milliarden bezifferte Grundbesitz. Wieviel Grundeigentümer Frankreich besitzt, geht leider aus keiner amtlichen Statistik hervor. Wir wissen nur, daß deren Zahl zur Zeit der großen Revolution bereits auf 4 Millionen geschätzt wurde und aus den Steuerveranlagungen kann man ersehen, daß es gegenwärtig über 13 Millionen Grundeigentümer gibt, wovon wohl über die Hälfte auf die Landwirtschaft entfällt. Diese kleinen Grundbesitzer, die über 85% des kultivierten Bodens Frankreichs ihr Eigen nennen, sind die eigentlichen Träger des Nationalreichtums. Oft ist ihr Besitz, eine kleine Obstplantage, ein Gemüsegeld oder ein Weinberg, nicht groß genug, um den Unterhalt der Familie daraus bestreiten zu können. Dann pachtet der Kleinbauer von einem benachbarten Großgrundbesitzer oder von einer Gemeinde noch wenige Felder hinzu, oder er verdient, was er sonst braucht, durch Arbeit bei anderen Bauern, wenn er es nicht vorzieht, nebenbei noch ein Geschäft oder ein Gewerbe zu betreiben. Meist nährt diese Nebenbeschäftigung schon den französischen Bauern, dessen Bedürfnisse ja nicht groß sind, und der im allgemeinen mit wenig, aber guter Nahrung zufrieden ist. Was Feld und Weinberg bringen, ist reiner Verdienst und kann als Ersparnis betrachtet werden. Mit diesen ersparten Hundertfrankenscheinen kauft er sich dann von Jahr zu Jahr einige Papiere, sodas aus ihm jener vielgenannte kleine Rentner wird.

Wohl ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung Frankreichs ist vollständig vermögenslos. Das ist das Proletariat der Großstädte, sind die Arbeiter der nordfranzösischen Industriegebiete und der großen Seehäfen; auch die im allgemeinen schlecht bezahlten Unterbeamten des Staates und der großen Privatbahnen sind hierzu zu rechnen. Dann kommen 4 Millionen Personen, die ein Durchschnittsvermögen von 200 Fr. besitzen, während es weitere $3\frac{1}{2}$ Millionen bereits bis 1000 Fr. gebracht haben. Unter ihnen stehen die eigentlichen Spargenies, die schon eifrig die Pariser Börsenblätter studierten, noch ehe sie den ersten Hundertfrankenschein beisammen hatten. Dann wurde mit diesem spekuliert, damit er bereits möglichst hohe Zinsen brachte, während man auf den zweiten Hundertfrankenschein sparte. Ueber 1000 Fr. steigen die Vermögen dann schnell, zumal wenn ein kleines Familienerbe den Grundstock bildet. $1\frac{1}{2}$ Millionen Franzosen haben bereits ein Durchschnittsvermögen von 20 000 Fr.; ihnen folgt eine Gruppe von 240 000, die man auf 50 000 und 100 000 Fr. schätzt; 255 000 Franzosen besitzen zwischen 100 000 und 500 000 Fr., 25 000 zwischen 100 000 und 1 Million, 10 900 zwischen 1 Million und 2 Millionen, und schließlich 4200 zwischen 2 und 4 Millionen. Dann kommt die Klasse der Geldkönige bis hin zu den Krösussen, deren Vermögen 1 Million oder noch mehr jährliche Zinsen bringt.

Diese fast 2 Millionen Personen starke Schicht der französischen Bevölkerung ist von einem ständigen Fieber befallen, dem des Spekulierens. Der Bauer wie der durch Besitzungen in der Stadt zum Rentner gewordene Bürger führt ja ein ruhig dahinfließendes Leben. Er schafft sich dabei selbst Erregung und Spannung, indem er sich an jenem Spiele des Geldes beteiligt, das Paris die größte Börse Europas beschert hat. Der französische Provinzler verspottet den Pariser und dessen Sensationspresse. Aber er hält doch diese Blätter und liest eifrig Zeile für Zeile der aufgebauhten politischen Nachrichten, um sie dann zur Avertistunde im kleinen Café des Städtchens mit seinen Freunden zu erörtern und daraus Folgerungen für neue An- oder Verkäufe von ausländischen Staatspapieren zu ziehen. Hat ein besser gestellter Weinbauer beim Verkauf einer guten Ernte 10 000 Fr. verdient, dann kauft er für 8000 Fr. russische, bulgarische, serbische, griechische, argentinische oder brasilianische Wertpapiere; erst die noch übrigen 2000 Fr. verteilt er auf Obligationen der Nordbahn, der Pariser Untergrundbahn oder irgend einer heimischen Gesellschaft. Von rund 29 Milliarden, die im Laufe der letzten sechs Jahre an der Pariser Börse untergebracht worden sind, entfallen 21 Milliarden auf ausländische Werte und nur 8 Milliarden sind dem eigenen Markte zugute gekommen. Mit anderen Worten: Frankreich ist der Geldgeber eines großen Teiles der Welt; die eigene Industrie, Frankreichs Handel und Gewerbe besitzen aber nicht mehr genug Geld, um die Konkurrenz anderer Völker auf dem Weltmarkt erfolgreich auszuhalten zu können.

Der Direktor der Deutschen Bank von Gwinner hat einmal die Finanzlage Frankreichs und Deutschlands dahin charakterisiert, daß der Franzose vier Fünftel seines flüssigen Nationalreichtums in ausländischen Werten anlegt, während in Deutschland das Verhältnis gerade umgekehrt ist, also vier Fünftel dem Inland und seiner Entwicklung zugute kommen und nur ein Fünftel dem Ausland geliehen wird. Will Frankreich daher einzelne Zweige seiner Industrie für den Weltmarkt konkurrenzfähig erhalten oder weiter entwickeln, so muß es hierfür ausländisches Geld heranziehen, wenn es nicht den einfacheren Weg einschlägt und ausländische Waren bezieht, ausländisches Kapital in seinen Bergwerken arbeiten läßt und auf Dampfmaschinen deutscher Schiffahrtslinien über den Ozean fährt. Erst wenige Monate vor Ausbruch des Krieges hatte man in Paris eine Boykottbewegung gegen deutsche Waren eingeleitet und eine entsprechende Liste veröffentlicht. Was ging nicht alles daraus hervor! Die drahtlosen Stationen des Eiffelturms, die in Bordeaux, in Tanger und tief unten im Sudan sind mit Apparaten deutscher Konstruktion ausgerüstet. Die Ministerien, die Krankenhäuser, die Bahnhöfe von Paris besitzen deutsche Zentralheizung. Der Glühstrumpf, der in den Pariser Wohnungen leuchtet, die Glühbirnen, die die Boulevardscafés und nächtlichen Vergnügungslöcher des Montmartres erhellten, werden von deutschen Gas- und Elektrizitätswerken geliefert. Die Reifen der Paris durchlaufenden Automobile stammen von diesseits des Rheins, und wenn die mit Ballonstoff bespannten Ein- und Zweidecker Frankreich eine Zeitlang den Ruhm als erste aviatische Macht der Welt eintrugen, verdankte es dies deutschem Material. Papier und Spielzeug, Schreibwaren und feinmechanische Instrumente kommen aus Deutschland. Das Bier, das der Franzose trinkt, und an das er sich so schnell gewöhnt hat, stammt, wenn nicht aus München oder Dortmund, so doch aus einer von Deutschen gegründeten Pariser Brauerei. Ja, der französische Staat mußte deutsche Motore für seine Unterseeboote kaufen und läßt auf seinen Werften und Pulverfabriken mit deutschen Werkzeugfabrikaten arbeiten. „Elan“ und „Esprit“ machen es nicht allein. So lange es galt, das Automobil weiterzuentwickeln, standen die Franzosen an der Spitze und Paris wurde als erste Stadt von flinken Autodroschken durchfahren. Doch als man den Weltmarkt erobern wollte, mangelte es der Industrie an Geld. Dasselbe war bei dem Flugzeug der Fall, das die Franzosen zwar ausbildeten, aber für dessen fabrikmäßige Herstellung keine Kapitalien vorhanden waren. Als Deperdussin sich Geld dazu verschaffen wollte, mußte er Schwindelmanöver begeben. Alles flüssige Kapital geht eben ins Ausland.

Diese Finanzpolitik muß sich jetzt schwer rächen. Der französische Bauer hat in diesem Jahre kein Geld, denn die Weinernte geht zum Teil in den Bergen zugrunde, und wenn er sie schon einbringt, kann er sie nicht verkaufen. Auch der Grundbesitzer in der Stadt dürfte kein überflüssiges Geld haben, denn wer zahlt Mieten? Selbst wenn die französische Regierung also eine innere Anleihe aufnehmen wollte, würde der „Kleine Sparer“ sie nicht zeichnen können. Nur mit Mühe war es ja gelungen, ihn vor wenigen Monaten zur Zeichnung der neu angelegten Rente zu veranlassen, indem man diese unter äußerst günstigen Bedingungen ausgab. Zudem kann die Rente in Frankreich nicht besteuert und nicht gepfändet werden. Es kämen also höchstens die Millionäre in Betracht, jene Geldkönige, von denen 595 Franzosen über ein Vermögen zwischen 5 und 10 Millionen, 280 über ein solches zwischen 10 und 50 Millionen Frank verfügen, während es noch 70 Krösusse gibt, von denen jeder mehr als 50 Millionen Frank besitzt. Sie werden auch bei einem für Frankreich unglücklichen Ausgang des Krieges zuerst ihre Taschen öffnen müssen. Denn wie will man das im Ausland untergebrachte Geld für eine etwa zu zahlende Kriegsschuldigung heranziehen? 1916 muß Rußland seine erste Anleihe getilgt haben, die anderen braucht es erst 1970 und 1973 einzulösen. Im ganzen hat der französische Sparer aber über 50 Milliarden an seine auswärtigen Gläubiger verliehen. Diese Summe erklärt einmal, warum Frankreich so zäh an Rußland klebt, will es doch die diesem geliehenen 23 Milliarden auf keinen Fall einbüßen. Andererseits kann man die Wirkung des Krieges auf die französische Bevölkerung an der großen Zahl von Inhabern auswärtiger Papiere messen; sie alle zittern und bebten um ihre darin angelegten Ersparnisse, wenn sie von neuen Niederlagen hören und im Kurstzettel lesen, wie ihre Werte ständig sinken.

Auf 60 Milliarden wurde das französische Nationalvermögen Ende des 18. Jahrhunderts geschätzt. 1853 bezifferte es sich bereits auf das Doppelte, und nach einer Berechnung aus dem Jahre 1872, zur Zeit, als die Kriegsschuldigung bezahlt wurde, soll es sich auf 195 Milliarden Frank belaufen haben. Was seither hinzugekommen ist, hat der Bauer und kleine Rentner mühselig gespart, um es seinen russischen und anderen Fremden zu hohen Zinsen zu borgen. Solange Europa in

Frieden lag, durfte er sich dafür alljährlich an seinen Zins-
schein erfreuen. Der deutsche Sparer und Geldmann hat
vielleicht weniger verdient, als er den heimischen Markt stärkte
und das Spekulieren in Auslandswerten unterließ. Doch heute,
inmitten des Weltkrieges, steht Deutschland, eben weil es sein
Geld in erster Linie der heimischen Industrie zugute kommen
ließ, finanziell gerüstet da, während Frankreich, der ehemalige
„Bantier der Welt“, selbst an die Tür fremder Mächte klopfen
muß.



Das Maschinengewehr und seine Geschichte.

Von Franz Wichmann.

Das Maschinengewehr, das wir gewöhnlich als eine ganz
moderne Erfindung betrachten, hat Ahnen von sehr ehrwür-
digem Alter, denn sein Stammbaum geht unter dem Namen der
Kugelorgel bis ins 14. Jahrhundert zurück. Das damals schon
verherrlichende Bestreben, eine Anzahl von Schüssen rasch nach-
einander oder gleichzeitig abzugeben, führte zur Herstellung
eines Röhrengeschüßes, das in der Art seiner Aufmontierung
schon ganz an unsere heutige Schnellfeuerwaffe erinnert. Ein
Bündel zusammengeschießener Röhre lag nämlich auf einem
zweiräderigen Karren und wurde je nach der Zahl der Röhre,
die von 40 bis über 100 stieg, auf einmal oder reihenweise ab-
gefeuert. Die Zündung war entweder für das ganze Orgel-
geschüß gemeinsam oder erstreckte sich nur auf eine Lage von je
5 oder 12 Röhren, die ein einzelner Mann bedienen konnte, und
seine Verwendung fand das Geschüß hauptsächlich gegenüber in
Toren, Gräben oder Wallenbürgen dicht zusammengedrängten
feindlichen Massen. Um 1387 gab es schon Kugelorgeln, die bis
zu 140 Röhre zählten, aber wenn sie auch in einem Kodex von
1488 noch einmal erwähnt werden, scheinen sie doch das Ende
dieses Jahrhunderts nicht um vieles überlebt zu haben. Erst im
dreißigjährigen Kriege tauchten sie vereinzelt wieder auf,
wenigstens wissen wir von Markgraf Friedrich von Baden, daß
er 1622 in der Schlacht bei Wimpfen eine derartige Mord-
maschine mit sich führte. Ihre eigentliche Auserziehung erlebte
indessen die vielkänfige Kanone, der derber Landknechtshumor
den Namen „Totenorgel“ gegeben hatte, erst nach langer Pause
als Gatling-Kanone, so genannt nach ihrem aus Indianapolis
stammenden Erfinder Gatling, im amerikanischen Bürgerkrieg,
sowie in der französischen Mitrailleuse von 1870, bei der sich im
allgemeinen nur das bekannte Wort von „viel Geschrei und
wenig Woll“ bewährte. In der Konstruktion dieser ameri-
kanischen und französisch-belgischen Modelle, welche letztere ihre
Bezeichnung von mitraille = Kartätsche ableiteten, bestand in-
dessen ein wesentlicher Unterschied hinsichtlich des Ladeapparates.
Bei dem Gatlingischen System lag dieser fest und die frei-
liegenden Röhre drehten sich, worin der Kern der neuen Er-
findung bestand, um eine gemeinschaftliche Achse, während bei
dem französischen Geschüß das Vorderteil zum Laden abgenom-
men und wieder eingesetzt werden mußte. Ersterer Mechanis-
mus ermöglichte also dadurch, daß die einzelnen Patronen nach-
einander eingeführt und mittels Drehen der Kurbel mit der
Schnelligkeit fast gleichzeitiger Schüsse gelöst wurden, ein fort-
laufendes Feuer, während letzterer, mit Ladeplatten von je 25
bis 27 Patronen arbeitend, nur die Abgabe von Salven in be-
stimmten Pausen gestattete.

Wohnten sich auch beide Arten nur wenig bewährt haben,
so ließ doch in einer Zeit, wo man die Arbeitskraft von Mensch
und Tier so viel als möglich durch Maschinen zu ersetzen
suchte, der Gedanke, wie im Frieden für das Ackerfeld, so auch
im Kriege für das Feld der Schlacht eine wirkliche Mäh-
maschine zu erfinden, den erfindertischen Köpfen keine Ruhe und
führte zur Konstruktion des heutigen Maschinengewehrs durch
den Engländer Hiram Maxim, des sogenannten Maxim-Gewehrs,
das für die Heere der übrigen Nationen vorbildlich
wurde. In enger Anlehnung an dieses System stellt sich unser
deutsches Maschinengewehr als ein Rückstohler mit Wasser-
kühlung dar, im Gegensatz zu der französischen Mitrailleuse,
die ein Gasdrucklader in Verbindung mit luftgekühltem Lauf ist.
Ein weiterer Unterschied zwischen beiden Waffen besteht in dem
stark abweichenden Gewichte, da das französische Maschinen-
gewehr um mehr als 20 Kilogramm schwerer ist als das
deutsche, ein zweifelloscher Nachteil, den die Engländer dadurch
zu vermeiden suchten, daß sie neuerdings außerst leichte, nur
30 bis 40 Kilogramm wiegende Maxim-Gewehre herstellten, die
im Notfall ein einzelner Mann eine Strecke weit zu tragen
vermag.

Saum weniger wichtig als die Konstruktion erscheint beim
Maschinengewehr die zweckmäßigste Art seiner Beförderung,
die bei den verschiedenen Völkern zu den mannigfachen Versuchen
Anlaß gegeben hat. Während man die Waffe anfangs auf
Wagen und durch Pferde oder von der Mannschaft selber ziehen
ließ, verfielen die Belgier auf den Gedanken, Kunde zur Be-
spannung zu verwenden. Weiter gingen die Italiener, die
Fahrräder zum Transporte heranzogen und besonders bei den
Radfabrikbataillonen der Verfaßter gute Erfahrungen damit
machten. Natürlich mußte hierbei das Gewehr in einzelne
Teile zerlegt werden und man beförderte Rohr, Lafette und
Munitionskiste, indem man sie mit Riemen auf den Fahrrädern
festband, getrennt. Die österreichischen Jäger benützten zu
dieser Beförderung Motorräder, und auf beide Weise wird eine
weit schnellere Beweglichkeit erzielt, als mit Pferden oder
Maultieren, denen die Franzosen das in Gewehr, Drehgestell und
Dreifuß zerlegte Geschüß aufzuladen gewohnt sind.



Keine Helden.

Eine wahre Geschichte von A. Fahr.

Als geheilt entlassen!

Er ging noch am Stod, freilich. Aber daß er über-
haupt wieder ging! Schnell konnte er natürlich nicht vor-
wärts mit dem Fuß. Aber was wollte das heißen, wenn
man dachte, was diese Granate anderen gekostet hatte!

Wie die Septembersonne still und warm schien! Und
wie unverändert hier alles war! Darüber konnte er sich gar-
nicht genug wundern, daß hier Häuser und Bäume und so-
gar die Bänke in den Anlagen noch am alten Fleck standen,
als wenn garnichts gewesen wäre. Wenn er so um sich sah,
konnte er sich beinahe einbilden, daß er sein alltägliches
Leben da wieder anknüpfen könnte, wo der Krieg es vor
sechs Wochen abgerissen hatte. Aber doch nur beinahe. Da
war etwas, was dazwischen lag, was nie wieder ganz weg-
gehen konnte. Erinnerungen . . .

„Nun, mein Braver, wo haben Sie sich denn das
geholt?“ fragte eine klingende Männerstimme, eine Stimme,
der man gleich anhörte, daß sie ans Befehlen gewöhnt war.

Der Genesene sah erstaunt auf und bemerkte, daß er
von einem Herrn überholt worden war, dem man trotz des
Zivils den alten Soldaten schon von weitem ansah; der feste
Blick unter den weißen Augenbrauen, die Haltung, alles
verriet ihn sofort.

„In Belgien,“ war die Antwort.

„So, ja! Na, sagen Sie mal, da ist es wohl toll her-
gegangen?“

„Oh ja. Gesiegt haben wir aber doch.“

„Versteht sich. Unsere Kerls siegen ja überall.“ Wie
ein Blitz war es in seinen grauen Augen. Aber es
wird Ihnen gewiß noch schwer, lange zu stehen? Sehen wir
uns doch auf die Bank da. Und erzählen Sie mir mal in
Ruhe, wie es war. Wenn man selbst früher einmal dabei
gewesen ist, wissen Sie, da möchte man zu gern näheres
hören.“

Da saßen sie nun in der milden Herbstsonne. Ringsum
war Frieden. Diese köstliche Stille wußte nichts von
Kampf und Leiden.

Aber der Jüngere fing nicht an zu erzählen. Erlebt
— ja, er hatte viel erlebt. Aber wie sollte man das in
Worte bringen?

Der andere mußte also wohl oder übel fragen: „Nun,
sagen Sie mir mal, Sie sind also mitten drin gewesen?“

„Ja, das kann man wohl sagen,“ nickte der.

Pause.

„Und“ — in diesem Augenblick winkte der alte Herr
einem Vorübergehenden „Guten Morgen, Karl! Du, komm'
doch mal her. Hier habe ich einen Mitkämpfer, der uns
berichten kann.“

„Ach, das ist ja prächtig,“ und fast jugendlich eilte der
Angeredete herbei, begrüßte erst den Freund und dann den

Soldaten, den diese Verstärkung seiner Zuhörerschaft nur mittelmäßig erbauen mochte.

„Da setze ich mich gleich dazu. Das muß ich auch hören. Nun,“ wandte er sich an den Kriegsteilnehmer, „Sie haben unsere Helden also selber gesehen?“

„Das weiß ich nun nicht. Wo ich war, waren wir meistens Oldenburger.“

Der alte Offizier lachte: „Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Ihre Landsleute keine Helden sind. Sie sind doch nicht etwa weggelaufen vorm Feind?“

„Weggelaufen?“ Der Mann sah jäh auf. „Die? Nein, das möchte ich doch keinem raten, das zu sagen. Hat einer etwa hier so was erzählt? Dann sagen Sie mir man, wer das war. Den lange ich mir aber!“

„Nein, nein, ich fragte nur so!“

„Ist auch man gut. Ich dachte schon, welche hätten in der Heimat was Falsches über uns gesagt. Weggelaufen! Nein, aber zugelaufen sind uns welche.“

„Zugelaufen?“

„Ja, sogar mehrere. Das war natürlicherweise noch in Deutschland. Wir waren unser siebzehn aus unserm Ort, als wir frisch eingezogen waren. Und ehe wir in Belgien einmarschieren, sind wir neunzehn.“

„Wo kamen denn aber die andern her?“

„Die haben sich unterwegs so angefundnen. Na, da wollte man sie wohl nicht wieder zurückschicken.“

„Hm, ja. So! Und waren das denn keine Helden?“

Der Mann begriff nicht: „Helden?“

„Ich meine nur, weil sie nicht mitbrauchten und doch kamen.“

„Ja, sie mochten doch nicht zu Hause herum sitzen, wo wir alle mit los waren.“

„Gut, gut. Karl, diese Leute wollten nur mit in den Krieg. Helden waren sie darum aber nicht, verstehst du?“

„Helden, das ist so ein großes Wort,“ lehnte der Soldat ab.

„Wie sind Sie denn nun an die Verwundung gekommen?“ fragte der andere alte Herr.

„Das war ein Granatsplitter.“

„Und die andern in Ihrer Nähe?“

„Tot. Alle tot. Ich habe da auch lange für tot gelegen.“

„Auf dem Schlachtfelde?“

„Es war ein bißchen seitab bei einem einsamen Hofe. Ja, also ich war wie tot. Als ich aufwachte, war ich ganz allein.“

„Allein? Mit dem Fuße konnten Sie doch aber nicht gehen?“

„Nein, ich lag da. Und quer über meiner Brust lag ein Stiefel. Ein brauner Stiefel war es, ein richtiger deutscher Langschäftiger. — Der Stiefel hat mich gerettet.“

„Wie denn das?“

„Ich wollte natürlich versuchen, hochzukommen. Da, wie ich mich aufstemmen will, höre ich einen Schuß, ganz nah einen Pistolenschuß. Im selben Augenblick jaust ein Dragoner hart an meinem Kopf vorbei. Aber da schießt es zum zweiten Mal, und tot liegt er unten. Und dann, ich traue meinen Augen nicht, schleicht etwas heran — kein Soldat, Herr, ein Mädchen, und geht an den Toten heran und zerzt ihm den Ring ab, an dem ein Brillant war. Und weg ist sie wieder, in dem Hofe verschwunden.“

„Und dann?“

„Und dann habe ich nicht mehr versucht, aufzustehen.“

„Teufel! Das begreife ich. Und wie lange lagen Sie so?“

„Das kann ich unmöglich sagen. Aber es war hell, als ich aufwachte. Und es war dann noch sehr lange hell. Und Durst hatte ich natürlich. Mein erster Gedanke war die Feldflasche. Aber dann ließ ich es wieder. Sie hätten die Bewegung vom Hause aus sehen können, und ich war verloren, wenn ich zeigte, daß ich noch am Leben war. Nein, ich rührte mich nicht. Aber dann wurde der Durst schlimmer. Und dann, dann dachte ich, ich mußte trinken, und wenn sie mich sähen, die falschen Hunde, dann wäre es auch einerlei, dann wollte ich mich selber erschießen. Nur trinken! — Aber da mit einem Male mußte ich den Stiefel wieder

ansehen. Er lag immer noch so auf mir wie zuerst. Ich sah ihn nun genauer an, die Nähte, die Sohlen, die Nägel. Wie das alles gut und fest war! Nicht wie die klaterigen Lackschuhe, mit denen die Franzosen ins Elsaß gekommen sein sollen. Nein, das war alles ordentlich und solide, da war Verlaß drauf. Mit solchem Schuhzeug, sage ich mir, kommt man überall durch, damit muß man siegen. Wo die Stiefel so gut sind, da ist auch noch mehr gut. Und so kriege ich auch wieder Mut und denke so für mich: „Sollst es noch mal versuchen und weiter dursten. Vielleicht kommen doch noch welche und retten dich.“ Und ich rühre mich nicht, und ich trinke nicht . . .“

„Das war natürlich schwer.“

„Verflucht schwer.“ Sein Gesicht wurde starr in der Erinnerung.

Der alte Offizier brummte etwas in den weißen Bart. „Aber dann wurden Sie doch gefunden?“ fragte er weiter.

„Ja, so gegen Abend hin kamen drei Mann von uns. Ich rief sie an. Da waren es Freunde von mir. „Christian lebt noch!“ sagte einer. „Ja, aber ich kann nicht gehen.“

„Macht nichts, wir nehmen dich doch mit.“ Da kam die erste Kugel. Aus dem Hause natürlich. „Kinder,“ sage ich, „macht, daß ihr fortkommt, sonst schießen sie euch auch noch zu Klumpen.“ Aber da haben sie mich ausgelacht.“

„Und sind nicht fort?“

„Nein, sind nicht fort. Kehren sich garnicht dran, daß aus dem Fenster geschossen wird, nehmen mich sachte hoch, und der eine läßt mich auf sein Pferd. Und so sind wir zurückgekommen zum Regiment.“

„Famos!“ knurrte der Offizier.

„Das war doch großartig,“ meinte der alte Herr, der zuletzt gekommen war, das müssen Sie doch selbst zugeben.“

„Ja, es war nett von den Jungens.“

„Sich so garnicht um die Kugeln zu kümmern! Was mag da in den Seelen der Tapfern vorgegangen sein!“

„Ach, sie dachten sich wohl: „Sieh, da liegt ja der Christian. Wollen doch sehen, daß wir ihn mitkriegen. Es wäre doch man einmal schade, wenn der nicht wieder mit nach Hause käme.““

„Das war wohl noch ein schlimmer Ritt mit dem verwundeten Glied?“

„Na, es ging. Sie ritten Schritt, damit ich es aushielte.“

„Schritt?“

„Ja, Schritt.“

„Zwischen den Kugeln durch?“

„Ja.“

Pause.

„Hören Sie mal, wollen Sie mir wohl einen Gefallen tun?“

„Gern, wenn es etwas ist, was ich leisten kann.“

„Na, dann seien Sie doch so gut und nehmen Sie dies,“ er hatte einen Taler aus der Westentasche gezogen, und lassen Sie sich und Ihren drei Kameraden eine Runde geben, wenn Sie alle wieder in der Heimat sind. Wollen Sie?“

„O, danke auch vielmals, danke! Aber das kann ich leider nicht tun.“

„Sie werden mir das nicht abschlagen! Ein Soldat dem anderen!“

„Ach, darum nicht! Aber ich meine, zwei von uns vieren können ihren Anteil nicht mehr kriegen. Die sind seitdem gefallen.“

„Zwei von den Tapfern, die Ihnen das Leben gerettet haben?“

„Ja, als sie einem Sanitäter beistehen wollten, den die Bande angegriffen hatte. — Wenn der Herr aber erlaubt, möchte ich wohl dem, der noch übrig ist, von dem Gelde Zigarren hinschicken.“

„Tun Sie das ja, mein Freund. Sie wissen am besten, was Ihren Landsmann freuen wird — wenn er noch lebt! Wollen's hoffen. — Na, Karl, wir müssen wohl weiter. Guten Morgen also, Kamerad, guten Morgen! Wir danken Ihnen auch schön für Ihren Bericht. Lassen Sie sich's gut gehen!“

Damit entfernten sich die beiden alten Herren.
Eine Weile lang sprachen sie nicht miteinander.
„Weißt du, Karl,“ begann endlich der eine. „So was tut einem wohl. Das war doch noch mal was! Im Schritt abzureiten, um den Verwundeten zu schonen!“
„Ja, es war ein starkes Stück. Donnerwetter! Im Schritt!“
„Wie er das sagte, das ging mir durch und durch. Aber,“ schloß der Offizier, „Helden hat er nicht gesehen.“
Sie blickten sich beide gleichzeitig an. Ihre alten Gesichter strahlten.
„Nein,“ lachte der andere, „Helden hat er nicht gesehen!“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Spruchweisheit.

Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Goethe.

Das Menschenleben ist eine fortlaufende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuern. Gottfried Keller.

Da droben ist alles Harmonie und Ordnung; nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen Gemeinschaft. Welcher Kontrast gegen das Getümmel hier unten.

Wilhelm Raabe.

Das schmerzhafteste Menuett.

Als der Prinz von Hessen-Darmstadt im Jahre 1733 Statthalter zu Sulda war, einer Stadt an der russisch-perlischen Grenze, gab er den Einwohnern ein Fest. Während des Balles wurde ein Menuett gespielt, wobei es einem tatarischen Herrn so übel wurde, daß er den Saal verlassen mußte. Man fragte nach der Ursache seiner Erkrankung, und er sagte, das Menuett, das eben gespielt worden sei, sei Schuld. Alles lachte darüber. Der Prinz ließ jedoch auf dem nächsten Ball, zu dem der Tatar ebenfalls wieder eingeladen war, im Laufe des Abends plötzlich das nämliche Menuett spielen, um die lächerliche Begründung ad absurdum zu führen. Wie staunte er jedoch, als der Tatar, als er kaum die ersten Töne vernommen hatte, erbleichte und den gleichen Anfall erlitt, wie das erste Mal.

Was die Großmutter erzählte.

Der Schuster im Himmel. Ein Schuster kam einst zum Himmelstor. Umsonst war sein Bitten um Einlaß, da er manches auf dem Gewissen hatte; aber er bat so flehentlich, daß der Himmelswächter ihn endlich durch die halbgeöffnete Thür in die himmlische Herrlichkeit hineinführen ließ. Völl Erstaunen oder mit Absicht ließ der Schuster seinen runden, dreibeinigen Sessel, von dem er sich selbst auf der weiten Reise nicht hatte trennen können, durch den Torbalken in den Himmel hineinrollen. Inzwischen hat er jetzt St. Petrus, ihm sein Eigentum wieder herauszugeben. Dieser jedoch wollte den mit Pech und Schusterpapp beschmierten Sessel nicht in die Hand nehmen und sagte: „Hol dir ihn selbst und schau, daß du weiterkommst! Den Duff kann man bei uns nicht gebrauchen.“ Mit einem Satz war der Schuster im Himmel und setzte sich auf seinen Stuhl. „Wirst du bald hinausgehen,“ rief erboßt Petrus; aber Meister Pech schrie frohlockend: „Ich sitz' auf meinem Eigentum, ich sitz' auf meinem Eigentum!“ Und da ihn niemand anzurühren wagte, aus Furcht, sich mit dem Pech die Finger zu beschmieren, blieb der Schuster im Himmel sitzen.

Ein Gemütsmensch.

Der Herr von Buisancon und der Herr von Nassau hatten ein Duell und reisten mit zwei Sekundanten nach der holländischen Grenze. Der Prinz von Viane gab ihnen ein Briefchen an den Kastellan seines Schlosses Ploeuil mit, dessen Inhalt folgendermaßen lautete: „Vergessen Sie die vier Personen, die ich Ihnen zuschickte, mit Betten und einem guten Abendessen; am folgenden Tage bereiten Sie das Mittagessen für drei.“

Aus dem Buche der Natur.

Von drei zahmen Wölfen erzählt die schwedische Tierfreundin Katharina Ledoive: „Bei Gosinge kaufte mein Mann im Jahre 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen, zu leben, erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „Ihr Hündchen!“ kamen sie mit Gebärden von Freude und Vertraulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer von Ubr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Das dasjenige, welches wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm er seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte es mir und meinem Gatten. Sonderbar war es, wie dieser Wolf vertraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruhten, aber nicht duldete, daß irgend jemand sich uns auf mehr als zwanzig Schritte näherte. Kam jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. Sowie ich nun auf ihn schalt, legte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche sich uns nähern wollte. Er ging in den Zimmern und in der Küche umher wie ein Hund, war den Kindern sehr zugegen, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Er hatte seine Hütte bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauern hinauf, wedelte mit dem Schwanz und schrie laut, bis sie hinaufkamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden dies so gewohnt, daß sie sich damit beschäftigten, Brotkrumen bloß zu dem Zwecke in ihre Rodtaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Bemerkenswert war es auch, daß unsere Hunde anfangen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Tier und wollte die Speise mit ihm teilen, so wurde er wie unförmig vor Zorn. Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer von Ubr erhielt, vereinigte sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich zu bringen, es ganz allein aufzuzehren, sondern es in die Hütte zum Wolfe trug, welcher ihm dabei allezeit mit freundlicher Gebärde entgegen kam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte.“



Luftige Ecke.

Zwei Zeitungsleute trafen sich auf der Straße einer der großen amerikanischen Städte und sprachen sich gründlich gegeneinander aus. „Well,“ sagte Smith, „ich höre, daß der alte Jones, der Redakteur der „Trumpet“, gestern Abend tot in seinem Bureau aufgefunden wurde.“ — „Ja, das habe ich auch gehört,“ bemerkte Brown. „Die Sache geht nicht mit rechten Dingen zu, wie man meint,“ fügte er hinzu. — „Das ist die Ansicht der Polizei. Aber warum sollte ihn jemand getötet haben? Hat seine Zeitung sich irgendwie Feinde gemacht?“ — „Keinen einzigen, soweit ich unterrichtet bin. Wie Sie wissen, hat er sich nie mit Sensationsmacherei abgegeben, sondern ein gediegenes, bescheidenes, höchst moralisches Familienblatt herausgegeben.“ — „Aha! Das erklärt alles!“ — „Wer könnte ihn denn getötet haben?“ — „Er wurde nicht ermordet, Mann! Er starb den Hungertod!“

Er (an einer Kirche vorübergehend): „Haben Sie unseren neuen Altar schon gesehen?“ — Sie: „Nein. Führen Sie mich, bitte, hin.“

Er: „Was würden Sie sagen, wenn ich Sie um einen Kuß bäte?“ — Sie: „Daß Sie die Sache unnötig verzaßern.“

Leutnant (in der Instruktionssunde): „Was muß ein Mann sein, um mit militärischen Ehren beerdigt zu werden?“ — Rekrut: „Tot.“

Agent: „Ich komme, um Ihnen Ihr Buch abzugeben.“ — Dame: „Aber ich habe keins bestellt.“

— Agent: „Haben Sie nicht eine Nachbarin, die Braun heißt?“

— Dame: „Allerdings; ist es für die?“ — Agent: „Nein, sie hat es für Sie bestellt.“